830.8
J95
v.1

HERMANN

STEHR

---

# Helene Sintlinger

*

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
830.8
J95
v.1

Return this book on or before the *Latest Date* stamped below. A charge is made on all overdue books.

U. of I. Library

OCT 7'37

JUN -7 1958

11148-S

# DER JUNGE TAG

Eine Auswahl
aus dem Schrifttum der Gegenwart
Herausgegeben von
Dr. Heinz Brasch

*

Band 1

Hermann Stehr

*

Hermann Stehr

# Helene Sintlinger

1929

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

# Inhalt

Helene Sintlinger . . . . . 5
Die Großmutter . . . . . 45
Nachwort . . . . . 64

Alle Rechte vorbehalten
PRINTED IN GERMANY
Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

830.8
J95
v.1

# Zur Einführung

Für einen Epiker wie Hermann Stehr ist jedes neue Werk ein Baustein zu einer Welt, die er ganz aus seiner Seele heraus erschafft. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß wir eine Gestalt wie den Lehrer Franz Faber aus dem Roman „Drei Nächte" im „Heiligenhof" wieder antreffen. Darüber hinaus werden sogar die Geschehnisse des „Heiligenhofes" noch einmal in dem späteren Roman „Peter Brindeisener" erzählt, hier in ihrer schicksalhaften Bedeutung für Peter Brindeisener, der in den Lebenskreis des Heiligenhoflenleins eingetreten war und ihm Glück, aber auch Verzweiflung und Tod gebracht hatte. Es ist so, als entfalte sich diese Welt, abgelöst von dem Dichter, dem sie ihr Dasein verdankt, nach eigenen Wachstumsgesetzen. Und doch, wenn auch Hermann Stehr ganz hinter dieser gestalteten Welt und ihren Menschen zurückzutreten scheint — jedes dieser Schicksale, jedes Wort und jede in die Sprache hineingebannte Gebärde führt zu dem Dichter selbst zurück und offenbart die ganz einmalige Weltschau dieses an Seelenkräften reichen Menschen.

Deshalb durfte es gewagt werden, neben der im kleineren Rahmen für den Dichter kennzeichnenden Novelle



723106

„Die Großmutter" zwei in sich gerundete Abschnitte aus dem Zusammenhang des „Heiligenhofes", der ja selbst wieder Teil einer übergreifenden Einheit ist, herauszulösen; nicht etwa in der Absicht, damit die „Höhepunkte" dieses Romans darzubieten, sondern um in das Ganze der dichterischen Welt Hermann Stehrs einzuführen.

Es sei kurz angedeutet, wie die beiden unter dem Titel „Helene Sintlinger" hier zusammengefaßten Kapitel sich in den Roman „Der Heiligenhof" einfügen: Sie sind dem Anfang und dem Schluß des Romans entnommen. Damit ist aber zugleich auch ihre innere Stellung bestimmt; denn sie bilden gleichsam die Stationen, zwischen denen das seelische Geschehen der Dichtung verläuft.

In Andreas Sintlinger, einem Sproß alten Bauerngeschlechtes, wird die ererbte Wildheit des Blutes durch die Vereinigung mit einer zarten und gütig-seelenhaften Frau beruhigt. Nach wiedererwachten Ausbrüchen zwangvoll ihn umhertreibender Unrast wird er zu neuem Dasein erweckt recht eigentlich erst durch die Geburt des engelhaften Lenleins, das mit einer rätselhaften Blindheit, deren Ursache die Ärzte nicht ergründen können, in die Welt hineingeboren wird. Wie eine Offenbarung wächst in Andreas Sintlinger die Erkenntnis auf, daß die Welt, die wir mit unserem sinnlichen Auge erfassen, nur eine Welt des Scheins ist. Die wahrhafte und wesentliche Welt erschließt sich allein dem Auge der Seele. In ihr lebt, ungestört durch irdische Verstrickungen, das Lenlein; aus dieser Welt zieht es Kräfte, die dann wieder von ihm ausstrahlen, so daß die Leute des Dorfes das Mädchen als eine Heilige verehren.

Aber die friedvolle und glückhafte Ruhe dieses Lebens wird erschüttert, als das Lenlein sehend wird durch den Rausch seiner Liebe zu Peter Brindeisener, dem Sohn des Nachbarhofes, dessen Bewohner zu denen des Sintlinger-

hofes in uralter, nur selten einmal überbrückter Feindschaft verharren. Das Lenlein findet aus der Verwirrung, die das anfängliche Glück ihm bringt, nur den Weg, der über die Kühle des Buchenteiches in ein jenseitig-ewiges Leben führt.

Auch dem Andreas Sintlinger ist eine Welt zusammengestürzt. Er bedarf des ratenden Freundes, um sich aus dem Chaos seiner Seele herauszutasten. Der kraftvoll-reife Faber, den er lange als seinen geistigen Widersacher angesehen hatte, führt ihn zur Klarheit: In der Hingabe an das Leben des Lenleins habe er „die Tugend eines anderen Herzens gelebt"; er sei gefangen gewesen, als er sich frei wähnte. Den Weg der Erlösung zu einem volleren und wesenhafteren Dasein aber beschreitet nur, wer durch die Tiefen des eigenen Ich hindurchgegangen ist. „Selbst die reinste Liebe ist noch ein Irrweg, wenn sie dich nicht ganz auf den Pfaden deines Geistes führt, und zu allerletzt im tiefsten darf kein Mensch jemand anders angehören als nur Gott."

# Helene Sintlinger

Dabei blieb es denn auch monatelang, es mag sein, vielleicht bis gegen das Jahr hin. Andreas bewegte sich, Hand in Hand, in zärtlicher Liebe mit seiner Frau durch die Tage und trug, ohne es zu verleugnen, aber auch ohne es hervorzukehren, geheim jene Friedlosigkeit in sich, die jede enttäuschende Erfüllung unserer Seele als Erbteil zurückläßt, auch wenn wir sie überwunden haben. Er war zu klug, zu wenig in seiner Tiefe von der dumpfen Enge des bäuerlichen Wesens befangen, als daß er für immer die gekränkte Eitelkeit, die Vaterschaft eines Mädchens und nicht die eines Knaben erhalten zu haben, als den Grund der Beklommenheit und Unruhe eindeutig in sich geduldet hätte. Und doch kam er zu seinem Kinde, dem nach dem Willen der Mutter der Name Helene gegeben worden war, in kein anderes Verhältnis als das erzwungener, unbeholfener Spielerei, belangloser Zärtlichkeit und oberflächlicher Liebkosungen. Er befand sich wohl in der Lage eines Menschen, der in den Stürmen eines wilden, langen Winters sich nach der vollen Erlösung seiner gebundenen Kräfte sehnt und dann durch einen dürftigen Frühling um die

besten Hoffnungen betrogen wird. Seine Tollheit, die ihn abermals in der Ehe überfallen hatte, fühlte er immer deutlicher nur als die Ungeduld eines Mannes, der an eine Mauer schlägt, daß sie ein breites Tor zu unbegreiflichen Seligkeiten auftue. Nun hatte es sich erschlossen und nichts als dies zarte, blonde Kind war ihm geschenkt worden, das in einer Welt schwebte, in die zu dringen es sich nicht der Mühe lohnte. Vielleicht litt er neben dieser Maßlosigkeit seines Wesens nur an der Unfähigkeit zum stillen, glückväterlichen Gefühle. Aber es ist ja vergeblich, eine Menschenseele bis auf den letzten Tropfen ausschöpfen zu wollen. Genug, das Vertrauen in die Berechtigung seiner bisherigen Lebensführung wurde so erschüttert, daß ihn auch seine Ausschweifungen langweilten, daß sein Übermut zur leeren Gewohnheit und seine bunten Späße zur Grimasse wurden. So trieb er sich mißmutig, verdunkelt durch die Gassen seines alten Lebens; nein, auch einsam, ganz einsam; als Gefährten nur ein hohes, unbegreifliches Verlangen.

Ja einsam, denn die Liebe ist ein zu unpersönliches, ein Allgefühl, als daß es über die Stürme der Umarmungen hinaus bis in die Sanddünen unseres alltäglichen Lebens die Seele der Welteinsamkeit entreißen könnte. Kaum brennt das Feuer unseres Auges wieder schwächer, so ist das Wesen, dem unsere Liebe gilt, schon wieder in die Fremdheit seines eigenen Lebens entrückt, uns unerreichbar. Und wenn Andreas seine Frau immer draußen gesehen hatte, gleichsam über die letzten Berge seiner Welt wandernd, jetzt, seitdem sie mit dem Kinde auf dem Arm durch jene stillen Verklärungen ging, war sie ihm ferner als sonst. Da halfen die ungeteilten Gemeinsamkeiten ihrer Arbeit und Sorge nichts, alle Zärtlichkeiten waren vergebens. Wenn er seine Arme öffnete und sie freigab, entglitt sie ihm nach den Gesetzen eines

unergründlichen Zaubers, uns einen neben uns Gehenden durch seine Gegenwart zu entziehen. Hörte er, über den Hof schreitend, Johanna mit der Kleinen kosend reden, so klang ihm die Stimme wie aus einem anderen Leben. Sah er an Abenden von der Bank aus, wo er ruhend saß, sie, das Kind im Arm wiegend, vor sich durch die Stube gehen, so hätte er die Hand heben mögen, um weiße Schleier aus der Luft zu streichen, durch die sie gleicherweise verhüllt und verschönt wurde. Dabei bemerkte er, daß sein Weib oft bis ins Schmerzen von ihrem Mutterglück erfaßt wurde. Dann mußte sie das Gesicht des Mädchens, das sie bohrend, nein beschwörend lange betrachtet hatte, endlich mit der Hand bedecken und aufschluchzend hinausgehen, als übersteige es Menschenkraft, so viel Lieblichkeit lange zu betrachten. Ja, manchmal schien es ihm gar, sein Weib entzöge ihm sein Kind. Dann schlich er sich zur Wiege, wenn Johanna das Melken im Stall beaufsichtigte oder sonstwie beschäftigt war, schickte das Kindermädchen unter einem Vorwand auch hinaus, und versenkte sich in den Anblick des Kindes, um wenigstens etwas von den Wundern zu ergründen, die seine Frau so bis in die Seele ergriffen. Aber das kleine Wesen lag still und weiß in den Kissen, die Wänglein rötlich überhaucht, die Stirn von seidenen Löckchen umspielt und richtete mit einem seligen Horchen im Gesicht ihre Augen regungslos und weit offen über sich. Kaum ein Zucken ging über ihre Lider, wenn er an die Wiege trat oder sich rührte. Nichts von der Leidenschaft eines Blickes zuckte in dem Blau ihrer Sterne, über denen ein bernsteingelber Schimmer, wie der Widerschein unsichtbarer, goldblühender Büsche lag. Tief, klar und einsam waren diese Augen, bis auf den letzten Grund hell, wie das Wasser ruhiger Teiche in der Heide, die nichts sind als Spiegel des Lichtes. Sobald

er aber zu dem Kinde sprach, schrak es von dem Klang seiner Stimme, wie unter einem Schmerz, zusammen, schlug mit den Händchen, als wehre es ihn ab, und begann zu schreien. Dann schlich er davon und war bei seiner einsamen Arbeit bemüht, sich diese seltenen, seltsamen Augen seines Kindes vorzustellen, aber es gelang ihm nichts anderes, als zu einem Gefühl ferner, rätselhafter Ergriffenheit zu kommen.

An einem Abend trat er in den Hausflur und hörte Johannas Stimme wieder zu dem Kinde reden. Geräuschlos drückte er die Tür auf und trat in die Stube, die leer war, und das letzte Licht des Tages lag schräg und grau darin. Seine Frau stand versunken über die Wiege gebeugt. Sie fuhr immer nahe über dem Gesicht Lenchens mit der Hand durch die Luft, als necke sie das Kind mit dem Hauch der Bewegung, und rief jedesmal seinen Namen, aber nicht kosend, nicht in seliger Hingenommenheit, nein mit einer dringend schmerzvoll-ratlosen Stimme, wie man jemand lockt, der auf unerreichbar fernen Hügeln wandert. Und ein graues Umklammern, ja sogar etwas wie Furcht kamen über Andreas, daß er beklommen fragte: „Was machst du denn, Johanna?" Da schrak sein Weib herum, und er sah, daß ihr Gesicht von Tränen überströmt war. Aber sie faßte sich schnell, fuhr mit der Schürze über die Augen und antwortete hochaufatmend, wie aus der Verschollenheit ihres Glückes auftauchend: „Ach, Andreas, ich spiel' mit dem Kinde. Es ist zu schön, zu schön!" Dann ergriff sie seine Hand und zog ihn aus der Stube zum Hofe hinaus. Dort stand sie und sprach von dem Himmel, den abendlichen Hügeln, die um sie lagen, von Hemsterhus und ihrer Heimat. Sie redete schnell, überstürzt und frierend, und er fühlte, wie sie am ganzen Leibe bebte.

Irgend etwas Geheimes, das ihn und das Kind betraf, bedrängte ihre Seele. Aber Andreas hatte sich in den Jahren der Gemeinschaft mit seinem Weibe schon so viel von der linden Art ihres Wesens erworben, daß er nach einigem vergeblichen Drängen, den Grund ihrer großen Erregung zu erfahren, abließ, den rechten Arm um ihre Schultern schlang und sie auf dem Umweg hinter den Scheuern durch den Blumengarten in die Stube zurückführte. Johanna dankte ihm für die ritterliche Zurückhaltung durch stilles, warmes Anschmiegen, und ihre Worte bekamen wieder den ruhigen Unterton. Doch an der Tür, hinter der das Kind lag, löste sie sich aus seinem Umfangen in einer Weise, die ihn bat, nicht mit einzutreten. So, als ob sie vertröstend zu ihm spräche: Laß gut sein, drückte sie ihm die Hand und glitt in die Stube, und der Sintlinger trat zurück und streifte lange in den Ställen, durch Schuppen und über Dachböden umher. Sein Denken tappte währenddessen leidenschaftlich in dem Halbdunkel, das auch um sein Inneres lag, und strengte sich an, die Geheimnisse zu begreifen, durch die Frauen von der Mutterschaft verwandelt werden. Und doch mußte er immer wieder stehenbleiben, aus diesen allgemeinen Erwägungen wie von erdichteten Ausflüchten zu sich zurückspringen und fragen: „Warum nimmt sie mich nicht mit zu ihrem Kinde? Warum? Bin ich nicht sein Vater, wenn es auch ein Mädchen ist?“ Zuletzt sagte er das auf dem Schüttboden zu sich. Er stand neben dem großen Kornhaufen und rührte sinnend mit der Spitze seiner Stiefel darin. Dann ging er, hob die Fenster der Dachluken und band sie fest, damit der Wind über die Körner streiche; denn es herrschte eine warme, muffige Stickluft. Als er mit dieser Arbeit zu Ende gekommen war, trat er vor dem Hinuntergehen noch einmal an jene

Luke, von der aus man den breiten Strom der Hügel bis weit über Hemsterhus hinaus übersehen konnte. Aber die immer niedriger gehenden Bodenwellen lagen schon tief in den Abendschatten, daß sie wie grauschwarze, undeutlich geschiedene Wolken aussahen, die regungslos auf der Erde lagen. Am Himmel stand stumm und zerflossen, wie ihr Spiegelbild, dasselbe Gewölk. Dazwischen hing dichte, aschfarbene Dämmerung bis an den Horizont hin, wo die Finsternis der Höhe und der Tiefe zusammenstießen. Dort, aber so weit, daß es aussah, als sei das schon jenseits der Welt, bebte die letzte Tageshelle, ein winziger, mattblauer Fleck, wie mit dem Daumen in die Dunkelheit gebohrt, klar, doch verschleiert, voll blassen Lichts, das doch nicht zu erreichen war. Wie die Augen meines Kindes, dachte der junge Bauer selbstvergessen und erschrak dabei so seltsam, als sei er an allem, an der doppelten Finsternis und dem machtlosen, stumpfen Fünkchen Licht darin schuld. Da er aufsah, war auch das erloschen, und die Dunkelheit hatte sich in Nacht verwandelt.

Seit diesem Abende wagte er nicht mehr, sich allein an die Wiege seines Kindes zu schleichen, und fing das Kleine zu weinen an, nicht so reißend, wie es die Art der Kinder ist, nein, mit fast melodischem Schweben des silbernen Stimmchens, mehr ein Singen des Leides, denn ein Weinen, und die Händchen des Mädchens taumelten um das Köpfchen, so wurde das Gesicht Andreas' immer einen Ton blasser, und endlich mußte er hinausgehen. Wie oft auch fühlte Johanna in dieser Zeit mitten in der Nacht seine Hand über ihr Gesicht tasten, und wenn sie ihn fragte, was es gäbe, drehte er sich unter einem erleichterten Atemzuge wieder auf seine Traumseite und antwortete: „Ach, da ist es ja gut." Oder sie hörte ihn aus dem Schlaf wie stürzend durchs

Fenster fortspringend, die Schlösser aller Türen und die Wirbel aller Fenster untersuchen und dann unter ärgerlichem Murmeln über Störungen wieder unter die Decke kriechen. Beim Dreschen ließ er die Pferde oft so antreiben, daß die Maschine heulend das Getriebe in sich hineinfraß und das Schüttelwerk wie rasender Trommelwirbel ging. Er aber lehnte an der Tennwand und verschlang den Lärm der wie vom Fieber geschüttelten Maschine bleichen Gesichts mit dem Glanz einer förmlichen Gier im Auge.

Man sagt, dieser Zustand des Sintlingers habe an drei Wochen gedauert, und die Leute einfacher Dörfer beobachten gut. Nach dem Besuch der Hemsterhuser Schenke hörte das eigentümliche Gehaben des jungen Bauern auf, und jenes rätselhafte Leben begann auf dem Sintlingerhofe, das das Bauerngut und seine Besitzer in so hohen Ruf brachte.

In dieser entscheidenden Nacht war Andreas von halbem Verzagen und lockender Gegenwehr wieder einmal heimlich den Hügel hinunter fortgeführt worden und saß in dem einzigen Gasthause des Dorfes unter lustiger Kumpanei. Erst sprangen fröhliche Neckereien in der Runde, man vergnügte sich über die Tölpel der Umgegend, erzählte Schwänke und löste den Riegel von mancher verborgenen Torheit, und der Sintlinger gebärdete sich ausgelassener als sonst, das Schellenwerk seiner witzigen Einfälle, treffenden Bosheiten und komischer Anekdoten stand nicht still, und neben ihm taten sich besonders zwei in sprühenden Nutzlosigkeiten hervor, der dicke Müller von Querhoven, mehr ein Faß denn ein Mann, mit einem unförmlichen Kopf und einem Fuder brandroter Haare darauf, und der Fürstlich Arenbergsche Förster, eine richtige, endlos lange Lärmstange. Und nach Stunden geriet die ganze Ge-

sellschaft in das laute, leere Gedalber der Trunkenheit. Aber je unbesonnener die anderen ihre Stimmen immer tiefer in die Glut des Rausches neigten, desto ferner wurde Andreas, desto kühler, bleicher und schweigsamer. Der Wirt sagt, ein Glas Schnaps sei schuld gewesen. Ein Hemsterhuser Kleinbauer, ein geduldeter Mitläufer, hatte, um sich bei den Gewaltigen der Zechgenossen in Gunst zu setzen, eine Runde Wacholderbranntwein auffahren lassen, jenen wasserklaren Schnaps, der so stark ist, daß er im halben Schlund schon zu brennender Lust wird. Des Bieres überdrüssig, begrüßten alle den Einfall mit lautem Hallo, und der lange Förster erhob sich, um dem Getränk eine spaßhafte Grabrede zu halten. Während aber die anderen, die Hand am Glase, alle scherzhaften Einfälle des Trinkredners schon im voraus mit Gelächter belohnten und ungeduldig auf das Kommende paßten, die Spende hinter ihrer Zunge zu beerdigen, stierte der Sintlinger mit wachsendem Schauder auf den kleinen, blanken Spiegel des Branntweines, der, von dem Lichtdunst der Decklampe gelb überlaufen, in dem Glase lag und unter den Erschütterungen des Tisches fortwährend zitterte. Die Augen des jungen Bauern waren wie abwesend; er war stumm und rührte sich nicht. Auch als die anderen am Schluß der Ansprache aufsprangen und unter Getöse den Schnaps in den Schlund kippten, saß der Sintlinger regungslos mit vorgebeugtem Kopfe, und da man endlich spöttisch auf ihn eindrang, erhob er sich geräuschlos und sah die Runde, einen um den anderen, wortlos, mit einem solchen Ausdruck leidvollen Staunens im bleichen Gesichte an, daß alle vor Bedrücktheit verstummten. Die Zunächstsitzenden erhoben sich auf seinen Wink wie unter einem Bann. Andreas neigte grüßend den Kopf und ging schweigend hinaus.

Zu Hause traf er sein Weib noch wach. Beim Scheine einer kleinen Lampe kniete sie, die Arme über das Bettchen geworfen, das Gesicht in die Kissen gedrückt, an der Wiege. Als er leise eintrat, hob sie erschöpft den Kopf und musterte ihren Mann auf eine dringende, schmerzvolle Art. Der hängte seine Mütze an den Rechen und umfaßte mit einem langen Blick sein Weib. Und während er so stand und hinsah, wurde Johanna, die Wiege mit dem Kinde und die ganze Ecke der Stube in verklärtes Licht getaucht. Dort hinein ging er wie auf einer Brücke, die hoch über finstere Luft gespannt ist. Als er bei der Wiege angekommen war, erhob sich die Bäuerin, nahm das Mädchen aus der Wiege und legte es ihm in die Arme, und Andreas redete mit einer so weichen Stimme zu dem Kinde, daß es seine blicklosen Augen öffnete und das erstemal lächelnd nach seinem Gesicht langte.

„Woher weißt du, daß unser Kind blind ist?" fragte Johanna plötzlich und senkte dabei die Augen. Der Sintlinger fuhr ihr streichelnd über den Scheitel und schloß sie erschüttert in die Arme.

Wenn sich Johanna die ob auch wunderlich ergreifende, aber kurze Art überlegte, mit der ihr Mann die Erkenntnis des Geschickes seines Kindes aufgenommen hatte, erschrak sie in ihre stille, feine Seele hinein. Denn sie, die ihn in den Launen seines veränderlichen Willens so gut übersah und dem Kindhaften seines Wesens durch engelgleiche Güte so gerecht wurde, wußte doch nichts von den Überraschungen und Übertreibungen, durch die er sich überhaupt am Leben erhalten konnte. In der sicheren Luft bäuerlicher Tage erlitt er Peinen wie ein Erstickender. Er glich einem Wanderer, der nur dadurch glaubt vorwärts zu kommen, daß er fortwährend in Abgründe springt. Sein lasterhaftes Toben, sein

berserkerhafter Fleiß, die Verzückungen seiner jähen Liebe, alles waren solche Abgründe gewesen, in die er sich in der Meinung gestürzt hatte, auf einem Gipfel, hoch und ferne, in einem Leben wieder aufzutauchen, das von den gewohnten Formen seiner Vergangenheit nicht eine Spur mehr enthielt. Und immer erwachte er doch aus seinem Taumel zu dem gewohnten, trägen Gang seiner Beschäftigung, die er mit dem verbissenen Zorn seines Herzens trieb, bis ihn wieder die graue Luft fast erwürgte. Das Leben seines Kindes aber, um das er Monate ratlos verborgene Kreise gezogen hatte, angewidert von der Ödigkeit seines Lasters, überwältigt von der ewiggleichen Süße seiner Ehe, ungläubig blinzelnd, von Ahnungen ins Dunkel verlockt, von unbegreiflicher Ergriffenheit bedrückt, durch das seltsame Gebaren seiner Frau aufs neue angestachelt, all dieses marternde Zwielicht, durch das er tappend gegangen war, hatte sein Wesen in solche unterirdische Spannung versetzt, daß die geheimnisvolle, blitzartige Erkenntnis von dem grausen Wunder, in das sein Kind hineingeboren war, wie ein Sprengschuß wirkte. Durch Finsternis hatte es ihn augenblicklich in hohem Bogen in die unbegreifliche Helle geschleudert, die von den blicklosen Augen seines Kindes ausging. Als er wieder auf die Erde fiel, fand er sich nicht mehr in seinem gewohnten Leben, sondern wie auf einem unbekannten Eiland mitten im Ozean. Daher war auch plötzlich alles in ihm verändert; selbst die Stimme, mit der er sein Kind in diesem neuen Zustande anredete, war singend und weich gewesen, nichts von dem zerhackten Galopp war in ihr. Deswegen auch hatte er sich so schnell zur Ruhe begeben. Gleichsam vornüber, trunken von entsetztem Staunen war er in den Schlaf, wie in einen tiefen, dunklen Strom gefallen, und Johanna hörte ihn wäh-

rend der Nacht einigemal zitternd ächzen und sprudelnd stöhnen wie ein Schiffbrüchiger, der gegen das Meer kämpft, und rüttelte mitleidig an ihm; aber er lag trotzdem wie ein Holz.

Am zeitigen Morgen, noch ehe sein Weib erwachte, klang das dünne, schwebende Stimmchen Helenens auf, zart wie der Laut des ersten Frühvogels. Da sprang Andreas mit einem vorsichtigen Satze so aus dem Bette, als habe er die ganze Nacht hindurch nur auf diesen Ruf gelauert, eilte an das kleine Bett und beugte sich mit stürmischer Hingabe darüber, daß ein Erschrecken über das Gesicht des Kindes lief. Seine Händchen fuhren auseinander, und die Augen schlossen sich. Sowie der Sintlinger aber wieder kosend und weich seine Stimme über die Wangen der Kleinen streichen ließ, öffneten sich die Lider. Die Augen blühten in stiller Klarheit auf und standen regungslos wie horchende Spiegel. Es war das Sehen eines Lauschens in ihnen, ein umgekehrter Blick, so, als breite sich die Welt nicht draußen vor ihnen aus, als zöge alles durch die Tiefen ihres Innern vorüber. Und wenn er redete, erwachte nicht das Sehfeuer in ihnen, kein glückhaftes Zucken des Verstehens, keine von den wandelbaren Lichtwolken kam und schwand durch das Firmament der Iris. Auf dem Grunde erwachte ein Leuchten von einer so seligen Schönheit, als ergieße sich in ihre Gründe der Schimmer, der nach dem Glauben der Frommen von den Toren Gottes ausgeht. Nein, dieses, sein Kind war nicht blind, es war auf eine andere, geheimnisvollere Art sehend als die gewöhnlichen Menschen. Wir schauen mit Hilfe der Dinge in die Welt, in diesen Augen schimmerte klar das Licht, das wir anderen mühsam und dunkel durch die Formen der Wesen ahnen. Je länger sich Andreas in sie versenkte, desto mehr wurde er von ihnen

gefesselt. Sie entrückten ihn in eine andere Welt, und endlich ertrug er es nicht mehr, in sie zu schauen. Es geschah ihm, was er an Johanna nicht begriffen hatte: er mußte die Hand über sie decken. Dann litt es ihn nicht mehr in der Stube und im Hofe. Geräuschlos und mit fliegenden Händen kleidete er sich an und rettete sich weit ins Feld hinaus.

Als nach dem Erwachen sein Weib das Lager neben sich leer und schon fast ausgekühlt fand, glaubte sie nichts anderes, Andreas sei von dem Unglück des Kindes vor Anbruch des Tages aus dem Bett gerissen und zum Haus hinaus auf eine neue Wanderung von Schenke zu Schenke getrieben worden.

So rückte der Tag bis hinter den Mittag. Da entschloß sie sich endlich, den alten Knecht ins Mitwissen zu ziehen. Der tröstete sie mit einem spöttischen Lächeln und meinte, es sei nicht schlimm, er habe den Bauer in der ersten Frühe den Hügel in der Richtung nach dem Walde hinuntergehen und vom Dachfenster aus, wo er gestanden und sich angezogen habe, im Felde verschwinden sehen. Vielleicht, wie er grinsend hinzufügte, sei wieder das Treiben über ihn gekommen, und da würde weiter nichts Schlimmes heraushängen. Seine Treue und sein natürlicher Takt hinderten den Menschen, nach dem Grunde des Wirbels zu fragen, der über seinen Herrn gekommen war. Er schlug seine Mütze spaßend aufs Knie, daß eine dicke Wolke Staub herausplatzte, und machte sich ohne Umstände auf die Suche. Er war an den fünf Gebreiten, die sich von der Brindeisenerschen Grenze quer hinzogen, vorübergegangen und hatte die letzte Bodenwelle, die Hohe Kippe, erreicht, von der aus er die große, muldige Wiese übersehen konnte, die sich am Walde hinzog, nur vom Hemsterhuser Wege durchschnürt. Da bemerkte er einen Mann in dem herbst-

kurzen Grase, nicht allzuweit von der Lisiere des Waldes. Er lag hingestreckt und sah, den Oberkörper auf die Ellbogen gestützt, unverwandt und regungslos in den blaßblauen Himmel hinauf, an dem in unendlicher Höhe fortwährend einige weiße Wölkchen träumend zergingen und wieder entstanden. Vorsichtig, immer den Mann im Auge behaltend, stieg er den sanften Abhang auf den Hemsterhuser Weg hinunter, der hier die Höhe erklomm und durch den Wald dem Rheine zuzog. „Heda!" schrie er endlich dem Unbekannten zu und winkte freundlich mit seiner Mütze. Der Ruf traf den Liegenden wie ein Stoß, rollte ihn zusammen und warf ihn dann in ein paar flüchtigen Sätzen durch das Buschwerk in den Wald, aus dem er nicht wieder zum Vorschein kam. Der Knecht streifte wohl eine Stunde unter den Stämmen umher, spähte fleißig aus und rief, wenn er irgendwo ein verdächtiges Geräusch hörte, den Namen des Bauern. Doch als er auf dem Rückwege wieder den Hemsterhuser Weg überschritten hatte und auf der Hohen Kippe sich umdrehte, sah er den Unbekannten in derselben Stellung im Grase liegen und versunken gegen den Himmel starren, als habe er sich nicht vom Flecke gerührt, sondern, unsichtbar gemacht, in diesem närrischen Treiben fortwährend verharrt. Nun kam es ihm vor, als sei der seltsame Mann wirklich niemand als der Sintlinger, aber eine unerklärliche Scheu, fast ein ehrfürchtiger Schauer hielt ihn ab, noch einmal mit lautem Rufen gegen ihn loszufahren. Zu Hause angekommen, verschwieg er, auch der Bäuerin gegenüber, das Erlebnis, sprach nur von seinem zwecklosen Umherstreifen und trödelte sich mit Gemurmel, das den Ton von Trost und Entschuldigung hatte, von Johanna weg zu seiner Arbeit. Das arme Weib beendete nun kummervoll den Tag und gab sich redlich Mühe, wieder einmal

mit der Unabänderlichkeit ihres Geschicks fertig zu werden, ohne das Bild Andreas' durch Vorwürfe oder Klagen zu versehren. Doch als sie endlich im Bett lag, glaubte sie in hoher Ferne schwach und dumpf die mitleidslosen Stöße eines Webstuhls zu vernehmen. Mit jedem dieser brummenden, zerflossenen Laute schien die Finsternis um sie schwärzer und dichter zu werden. In ihrer Beklemmung tastete sie nach der Wiege, schwang sie vorsichtig und begann ganz leise und hoch ein Schlummerlied zu singen. Dabei dachte sie fortwährend: Mein Kind ist blind, mein Kind ist blind, und konnte ihre Tränen nicht mehr erhalten.

Der letzte Ton des Liedes schwebte noch zwischen ihren bebenden Lippen wie der Stiel einer blassen Blume, die sie im Begriff stand fallen zu lassen, da hörte sie ihren Mann heimkehren. Wenn es ihr Herz nicht erlauscht hätte, ihr Ohr würde es nicht erraten haben. So achtsam wurde die Tür bewegt, so gleichmäßig, fast schonend strichen lange Schritte durch den Flur. Nun trat er in die Wohnstube und ging leise bis in deren Mitte. Dort blieb er stehen. Sie hörte ihn laut und stürmisch ein paarmal atmen, wie es jemand vor einem bedeutsamen Vorhaben befällt. Obwohl Johanna nun wußte, daß er nicht trunken sei, ging ihr Herz plötzlich wie ein fallendes Blatt vor der tieferen Sorge, den Mann regiere die wache Wut. Und wirklich. Schon ging die Tür lautlos, stand lauernd still, und vor der Öffnung, die als finstere Schlucht sich aus der Nacht heranschob, sah sie langsam das blasse Gesicht ihres Mannes auftauchen und witternd, wie vor dem Anspringen, eine Weile stillhalten. Sie kam entsetzt in die Höh' und mußte ihren erschlaffenden Körper mit versteiften Armen stützen. Da, wie wußte sie nicht, lag der Sintlinger an ihrer Brust und schnürte seine Arme wie Seile um sie und

atmete erstickt und kochend-heiß an ihrem Halse hin. Er sprach stoßend und endlos, aber sie verstand nichts als den seligen Wirbel, von dem sie durch seine Worte aus ihrem Verzagen emporgerissen und fortgetragen wurde. Auf einmal löste er die Arme, bettete sein Weib behutsam aufs Lager, entkleidete sich schweigend und legte sich nieder. Obwohl Johanna nicht nach ihm hinsah, spürte sie doch, daß er auf dem Rücken lag und mit weiten Augen in die Nacht starrte. Nach langem sagte er erschüttert und fast unhörbar: „Ich habe kein Kind, ich habe einen Engel." Dann drehte er sich um und schlief ein.

*

Der Buchteich, in dem das Heiligenhoflenlein den Tod gesucht und gefunden hatte, war ein großer, verdrossener Waldspiegel mit bräunlichem Wasser, nicht weit von der Grenze der beiden Fremdhofwälder nach dem Rheine zu, von der Waldmühle aus in kaum einer halben Stunde zu erreichen. Er war das Sammelbecken eines starken Baches, der, ohne einen sichtbaren Abfluß zu finden, sich in ihn ergoß. In der Mitte des Wassers schwankte seit ewig ein schwaches, trichterndes Kreisen hin und her, woraus zu erkennen war, daß der Bach dort ins Erdinnere abströme, sich in unterirdischen Höhlen und Schluchten verliere oder, wie einige meinten, geheimnisvoll, tief in der Erde, auf rätselhaftem Wege dem großen Rheinstrome zuwanderte.

Unter dem Volke ging die Sage, daß der Buchteich nichts wieder hergebe, was von seinem stillen, unheimlichen Strudel einmal erfaßt worden sei. Und so geschah es in der Tat mit Helene Sintlinger, die sich aus den unentwirrbaren Rätseln dieser Erde in ihn geflüchtet hatte.

2*

Die Querhovener eilten wohl noch am selben Tage, da das Unglück geschah, mit Stangen, Netzen und langen Haken herbei und begannen, von den Knechten des Sintlingerhofes unterstützt, jeden Winkel, jeden Spalt des finsteren Wassers zu durchsuchen, jeden Stein zu wenden und unter jeder Baumwurzel zu stöbern, um das Heiligenhoflenlein doch noch in ein trockenes Grab zu retten.

Allein es war vergeblich, und als sie am Abend des dritten Tages überwacht, bleichen Gesichtes am Ufer standen und beratschlagten, ob man das Letzte wage und in die Mitte, in den tödlichen Wirbel des Strudels fahre oder überhaupt davon ablasse, weil es doch so aussah, als sei es Gottes Wille, die Leiche des Mädchens allen Blicken zu entziehen, als die Querhovener Männer im Lichte der untergehenden Sonne so standen und in ratloser Wehmut in das Wasser sahen, hatte der Weber Staupitz, der sie anführte, ein Gesicht. Er schaute durch das klare Wasser hindurch bis auf den Grund des Teiches, und dort sah er auf einmal leibhaftig das Lenlein liegen, nicht kalkig, zerdunsen, leichenhaft, sondern in einem lebendigen, seligen Ruhen, als sei sie gar nicht gestorben, sondern schlafe nur. Der Widerschein des leuchtenden Blaus am Himmel war wie ein schwellendes Bett unter sie gebreitet, und rotangeglühte Wölkchen standen regungslos wie verzückte Engelsgesichter um sie, als wachten sie über den paradiesischen Träumen der Entrückten. So lag das Heiligenhoflenlein drunten und doch in der Höhe, vom Strudel fortgerissen und doch in eine Seligkeit geborgen, die herrlicher schien als die Schönheit des irdischen Himmels über ihnen. Die Männer staunten mit fast aussetzendem Atem das verklärte Lenlein an, bis das Wunderbild blasser und blasser wurde und endlich in der Tiefe des Teiches verschwand.

Die Querhovener gingen noch denselben Abend auf

den Heiligenhof und erzählten, unter welchen Umständen sie das Lenlein wiedergesehen hätten. Dann kehrten sie nach Querhoven zurück, erklärten sich die rätselhafte Erscheinung ihres gläubigen Schauens für einen Fingerzeig Gottes und hörten auf, nach dem verschwundenen Mädchen zu suchen. Bald auch verbreitete sich aus dem Dorfe der armen Speilhobler und Spunddreher die Überzeugung, das Sintlingerlenlein sei durch das Wasser direkt in den Himmel entrückt worden, ohne den Tod gekostet zu haben, und wer reines Herzens sei, der sehe sie auf dem Grunde des Buchteiches in lauter himmlischem Gewölk liegen.

Trotzdem der Hemsterhuser Pfarrer Dr. Spiller mit allen Mitteln diese Verherrlichung des Freitodes als einen Teufelsspuk ketzerischen Aberglaubens bekämpfte, sahen immer mehr Menschen das Sintlingerlenlein verklärt im Wasser liegen, und in manchen Nächten erblickte man an der Stelle, wo das rote Seidentuch gefunden worden war, ein blasses Leuchten, wie einen Schimmer jenseitiger Sterne über dem finsteren Teiche schweben, dergestalt, daß man anfing, Helene wirklich für eine Heilige zu halten.

So sehr wurde die ganze Gegend von dem Schicksal erfaßt, das über den Sintlingerhof gegangen war, und alle fühlten sich von der Seele her zugleich erschüttert und erhoben.

Auch der übersichtige Kräutersammler Georg Hunatay aus Schmalenbach erschien trotz seines hohen Alters, mühselig, auf zwei Stöcken gehend, an dem Buchteich. Denn dieser Märtyrer der reinsten Liebe wollte vor dem Ende, das er nahe fühlte, wenigstens einmal die verklärte, unirdische Erscheinung eines Wesens sehen, das zwar in diesem Leben wie er an der Liebe gescheitert, aber doch nach dem Tode in eine Seligkeit gehoben worden

war, nach der sein Pilgern auf Erden umsonst gesucht hatte. So saß er Stunde um Stunde an dem Ufer des dunklen, unheimlichen Wassers und beschwor das Bild des entrückten, heiligen Mädchens mit leisem Singen und trauervollen Worten krausen Tiefsinns. Unausgesetzt rief er nach ihr und warf dabei Blumen ins Wasser, bis der Teichspiegel aussah wie eine einzige blühende Wiese. Es war alles umsonst. Das Sintlingerlenlein erschien ihm nicht, weder als schimmerndes Bild am Tage noch als jenseitiges Leuchten im Dunkel der Nacht. Und so kehrte er, schmerzvoll in sich hineinschluchzend, nach Schmalenbach zurück, schloß sein Haus hinter sich ab und ließ sich seitdem von keinem Menschen mehr sehen.

Der Sintlingerhof aber war von dem Schicksal, das ihn getroffen hatte, in undurchdringliche Nacht gehüllt. Die Bäuerin glich einem Strauch, der fortwährend von einem Sturm zerrissen wurde, zerbrach und doch nicht vergehen konnte, alle Blätter verlor und doch nicht starb. Allein als durch den frommen Glauben der Querhovener und die Ergriffenheit der ganzen Gegend der grause Tod ihres einzigen Kindes als ein seliges Wunder in den Himmel gehoben wurde, verwandelte sich auch in ihrer Seele der Schmerz. Eines Tages tauchte sie wie auf eine gnadenvolle Berührung Gottes aus der Leidverschollenheit, und es wurde ihr gegeben, daß sie das Dasein Helenens wie zwischen die fernsten Sterne des Weltalls gestellt, wirklich als eine heilige Angelegenheit des Himmels zu sehen anfing. Denn immer klarer erkannte sie in dem Leben und Tode Helenens die Führung göttlicher Ratschlüsse und daß das frühe, grause Ende ihres Kindes die einzige Rettung vor dem unglücksvollen Leben bedeutete, das ihr an der Seite Peter Brindeiseners beschieden gewesen wäre.

Allein das hätte vielleicht noch nicht genügt, sie der Zerstörung des Grames zu entziehen. Aber als sie erst einmal das Auge aus der Nacht gerungen hatte, sah sie den Zustand ihres geliebten Andreas, den alle noch immer den Heiligenhofbauer nannten. Da duldete sie dann nie mehr, daß Schmerz und Klage sie übermannten. Von seinen Lippen kam kein Wort, aus seinen Augen kein Blick. Wenn er lag, schlief er nicht, und bewegte er sich, glich er doch einem Abgeschiedenen. Seine Wirtschaft, sein Leben, die Welt und alle Menschen, nichts war mehr für ihn da.

Bald nach dem Aufstehen begab er sich an den Rand des Sintlingerhügels. Dort stand, lag oder kauerte er bis in die Nacht und sah mit regungslosen Augen und zusammengepreßtem Munde über den Grenzweg auf den Brindeisenerhof, in dem der fast neunzigjährige Bauer noch allein hauste.

Warum er tagaus, tagein auf den anderen Fremdhof starrte, war ihm mit nichts zu entringen. Aber es wird wohl ein Haß gewesen sein, der so grenzenlos war, daß er den Sintlinger in immerwährender Betäubung zum Anblick dieses Anwesens nötigte, von dem er in der damaligen Verfassung seines Wesens annahm, alles Unglück seiner Familie und die Zertrümmerung seines eigenen Lebens rühre nur von dem riesigen Schober Unrat her, zu dem der Brindeisenerhof geworden war.

Denn eines Abends stand der Sintlinger wieder vor seinem Tore und wartete, daß sich ereigne, was er schon unzähligemal erlebt und erlitten hatte. Da sah er den alten Brindeisener aus dem Hofe schleichen, der in der Dämmerung nicht anders aussah wie ein ungeheurer, zusammengefaulter Reisighaufen. Der greisenhafte Fremdbauer, nun schon weit über neunzig Jahre alt, ging gebückt, so, daß seine langen, herunterhängenden

Arme mit den Fingerspitzen fast den Boden berührten und er mehr einem uralten Großtier ähnlich sah als einem Menschen. Manchmal blieb er stehen, roch mißtrauisch in die Luft, wie ein aufgescheuchtes Wild, und versank dann in das Trödeln, das ihn bei einbrechender Nacht immer um den Hof führte, seitdem er mutterseelenallein hauste, weil sein ältester Sohn Jakob im Gefängnis saß, Peter mit Mathinka Meixner irgendwohin davongegangen war und sein Weib vor vielen, vielen Jahren, er wußte nicht wann, sich von ihm wie eine vergessene Hündin im Tode verloren hatte.

Da griff er an einer halb zerfallenen Radwer umher, dort versuchte er, ein zerdorrtes Rad an einen umgesunkenen Wagen zu stecken. Baumelnde Zaunlatten drückte er in Nagelstümpfe, daß sie bis zum nächsten Windstoß für befestigt gelten konnten. Mit einer halbgestielten Düngergabel fing er an, einen Unrathaufen umzustechen, rüttelte an Gerümpelstößen, lachte höhnisch, geriet in Wut, begann mit fistelnd weinerlicher Stimme zu fluchen und mäßigte sich dann wieder in ein eintöniges, tiefes Gebrummel, als sei er nur ein endloser Gang, in dem sich verfangener Wind mißmutig einen Ausgang sucht. Und wie jeden Abend fuhr er zuletzt auf, sah den Sintlinger drüben im Dunkel auf dem Hügel stehen und herüberstarren, ging an einen geneigten Apfelbaum, zog seinen zusammengesunkenen Leib mühsam auseinander, lachte gell auf und schrie dann:

„Gu'n Abend, Andreas! Andreas, wo bist du? Hahaha!"

Und da der Sintlinger wie immer schwieg, fuhr er in seinem Spott fort:

„Aha, dir hat der Heilige Geist wieder in den Kopf gesch.....! He, du Nasensäufer! Verfluchter Hurenbrüter! Leichenvater!"

So ging das Schimpfen fort und wurde immer grausiger, bis es der Sintlinger nicht mehr vertrug, sich gewaltsam losriß und in den Hof eilte.

Der alte Fremdbauer tobte noch eine Weile und kroch endlich irgendwo durch eine Luke ins Haus. Aber damit hatte sich seine Wut noch nicht ausgespielt. In die Stube zurückgekehrt, lehnte er sich aus dem Fenster und sang nach einer wilden, improvisierten Melodie sein Hohnlied zum Heiligenhof hinüber.

An diesem Abend sang er:

„Die Sintlinger wachsen wie Schöllkraut aus dem Dünger.
Der Satan schmeißt sie in die Welt und holt sie wieder, wenn sie reif von Hundswut sind.
Bald sind sie Brandstifter, bald schieben sie mit dem Teufel Kegel, bald sind es blinde Huren.
Sie sollen alle im Wasser ersaufen wie räudige Katzen oder an ihrem eigenen Dünger erwürgen.
Verflu—u—u—cht! Verflu—u—ucht!"

Der Haß des alten Brindeisener war infernalischer wie sonst, und der Sintlinger, der von seinem Zimmer aus alles mit angehört hatte, rang mit aller Gewalt gegen seinen Zorn, warf sich ins Bett und wickelte sich die Decke um den Kopf. Aber die Worte des Alten gellten ihm fortwährend in die Ohren, daß ihn endlich die Wut wie ein Taumel übermannte. „Gut", sagte er zu sich, „ist der Tolle über mir, so hat er mich eben. Und wenn ich das alte, grölende Tier im Feuer umkommen lasse, so bedeutet das nicht mehr, als brenne ich Schwaben mit dem Kienspan aus."

Er sprang aus dem Bett, zog sich notdürftig an, suchte im Finstern nach Streichhölzern und trat, zu allem entschlossen, leise auf den dunkeln Flur. Aber er

war so erregt, daß ihm die Zähne aufeinanderschlugen und sein ganzer Leib wie von großem Frost geschüttelt wurde. Kaum wußte er, wo er war. Überall, wo er hingriff, stieß er gegen eine Wand und, nachdem er lange so wie trunken umhergetappt war, gab er es auf, die Stiegenmündung zu finden, blieb stehen und horchte in das nachtstille große Haus, ob noch irgend jemand wach sei und ihn gehört habe. Da vernahm er Schritte über den Hof gehen, und dann klang leise die Haspe des Beipförtchens.

Der Krampf in ihm verlor sich, und er trat in sein Zimmer zurück.

Am anderen Morgen fand man die Leiche des alten Zenker neben der Scheuer auf dem Brindeisenerhofe. Ein aufgerissenes Kästchen Streichhölzer lag zerstreut neben ihm; die Hände noch verkrampft nach dem Stroh ausgestreckt, das aus einem Loch der Mauer quoll, das tote Auge weit aufgerissen und stier, der zahnlose Mund fest zusammengebissen, so lag er da, ein Häufchen erstarrter, wilder Rachsucht.

Nach diesem Vorkommnis hielt sich der Heiligenbauer tagelang vor allen verborgen, und als er endlich sein Weib in sein Zimmer vor sich ließ, war er ganz verwandelt und eröffnete ihr den Entschluß, daß er nicht mehr länger auf dem Hofe seiner Väter bleiben könne, wolle er sich nicht der Gefahr aussetzen, nach allem Unglück noch Schimpf und Schande über sich und jene zu bringen, die mit ihm verbunden seien. Überdies, sein Leben sei abgeschlossen, und ihm bleibe weiter nichts mehr zu tun übrig, als seiner Seele zu dienen oder vielmehr, was etwa noch davon vorhanden sei.

Dies alles sagte er mit ruhiger Stimme, entspanntem Gesicht und bewegungslosen Augen. Die Bäuerin versuchte umsonst, tiefer in ihn einzudringen. Zu allem,

was sie sprach, schüttelte er den Kopf und endlich, als sie ratlos schwieg, lächelte er in ergreifender Güte, strich mit linder Hand über ihre Stirn und bat sie, ihn in dem neuen Leben, das jetzt beginne, nicht zu verlassen.

Wegen der Dienste, die Meixner-Gottlieb ihm und seinem Lenlein erwiesen hatte und auch als Dank an den alten Zenker übergab ihm der Sintlinger den Heiligenhof zunächst pachtweise. Nur die Wiese an dem neuen Grenzwege, einige anstoßende Ackerbreiten und den Wald dahinter behielt er für sich. Dort erbaute er sich ein einfaches, bequemes Wohnhaus, das dem Gutswohnhaus auf dem Heiligenhofhübel ähnlich sah. Nur lief hier der Frontspieß in ein kleines Kuppeltürmlein aus, während auf dem Heiligenhofe der Turm mitten aus dem hohen First herausschoß.

Der Sintlinger nahm außer dem nötigen Hausrat nichts als die Glocke mit von dem Hofe. Als nämlich der Gedanke an den Hausbau in ihm zwingend geworden war, nach jenem Abend, an dem ihn die Rachgier so überfallen hatte, nach den Tagen vollkommener Einsamkeit, war er erschöpft in einen Traum verfallen, so scharf und deutlich wie ein Begegnis des Lebens. Er sah das Lenlein in einem hellblauen, flordünnen, lang nachwallenden Kleide mit ihren hohen, schwebenden Blindenschritten über eine Wiese gehen, auf der, spärlich verstreut, da und dort große blaue Glockenblumen wuchsen. Das Mädchen ging zu jeder Blüte hin, sprach mit ihr und läutete sie, und als der Sintlinger erwachte, hörte er den Klang der Blumen noch deutlich in seinem Ohr.

Deswegen bestand er darauf, die Glocke mitzunehmen, obwohl die Bäuerin meinte, auf diese Weise werde sie das Unglück nie verlassen. Der Sintlinger überwand ihren Widerstand und läutete die Glocke dann auch zu allen drei Tagzeiten wie sein Ahn, der tolle Jakob Sint-

linger, mit dessen Leben seine Art und sein Schicksal eine solche Ähnlichkeit hatte.

Wohl lag es an der anderen Umgebung: dem nahen Walde, den langen, von drei Seiten gegen das Haus geneigten Abhängen, daß der Klang der Glocke nun anders, weicher, verhaltener, fast wie ein gesungener Frauenton anzuhören war. Und die Leute von Hemsterhus, Brederode und Querhoven, nachdem sie dem Geläut einige Tage gelauscht hatten, sagten, die Glocke habe seit dem Umzuge eine Menschenstimme bekommen, und nicht lange danach entstand die Sage, sooft der Heiligenbauer läute, singe sein totes, verklärtes Lenlein im Himmel mit, und endlich geschah es, daß der Sintlinger selber daran glaubte, weil er sich an seinen Traum erinnerte.

Seitdem schloß er jedesmal beim Läuten die Augen und der Klang des Glöckleins führte ihn hinauf und hinaus in alle Welt. Alles rundumher, Himmel und Erde, war ein geheimnisvoller Wohllaut, alles in Klang getaucht, in den Klang der Stimme seines Kindes, das ihn bei Lebzeiten so tief in alles Jenseitige, in das Himmlische der Erde und der Menschen geführt hatte, daß er heute nicht mehr verstand, was er damals gesonnen hatte. Aber solange sein Lenlein durch die Stimme der Glocke in ihm sang, war alles wie damals, und er hatte die alte Seligkeitsempfindung des gesamten Weltallbesitzes durch seine Seele.

Doch kamen auch oft genug schwere Tage, ja ganze Wochen, in denen es ihm war, als sei er von sich ausgesperrt. Dann war sein Ohr hörnen, sein Auge stumpf, sein Kopf wie eine beinerne Nuß und sein Herz ging leer wie eine leere Pleuder.

Meistens fiel den Heiligenbauer dieses Gefühl der Ausgeschlossenheit von sich und der ganzen Welt, diese

eisige Todeseinsamkeit in den hohen Mittagsstunden an. Dann zog er wohl wie sonst sanft und zärtlich an dem Glockenstrick, griff mit verschmachtetem Ohr nach dem Klang in den Lüften und ließ den Widerstoß des Glockenschwunges durch die Arme bis in seine Brust zittern. Aber das sonnenhafte Stäuben wachte nicht auf in seiner Seele. Alles in ihm blieb erstorben wie in einem verfallenen Haus.

Wenn er dies Erstarren in sich spürte, packte ihn jedesmal der Schmerz so tief, daß er an dem Strick riß wie einer, der die ganze Welt um Hilfe anruft, und die Glocke gellte aus dem Heiligenwinkel wie ein verzweifelter Schrei, der zuletzt jäh abriß.

In Hemsterhus, Brederode und Querhoven, wenn die Leute die Glocke also toben hörten, erbleichten die Mütter, rissen ihre Kinder vom Spiele weg in die Stube, schlossen vor dem qualvollen Laut in den Lüften Fenster und Tür und sagten erschrocken: „Kommt, seid still! Der Heiligenbauer schreit."

Dem Sintlinger geschah es in solchen Zeiten, daß er die Welt nicht mehr begriff, die er doch selber, tätig und schaffend, aus eigener Tiefe geboren hatte. Und doch saß er noch mitten darin, aber verirrt wie in der Unwirtlichkeit eines unabsehbaren Waldes, aus dem er keinen Ausweg sah. Nicht ein lebendiger Ton kam zu ihm, weder aus seiner Vergangenheit, noch rührte ihn etwas aus seiner Gegenwart. Johanna sah ihn oft stundenlang auf der Altane des Hauses mit zugefallenen Augen sitzen und sprechend, aber ohne Laut, die Lippen rühren in der Art, wie leidenschaftliche Menschen erregt denken, und wenn sie ihn fragte, womit er sich denn wieder herumschlagen müsse, achtete er entweder gar nicht auf sie oder krümmte nur bitter die Lippen oder sagte Unbegreifliches, wie: „Wenn Schatten Schatten wären, dann wüßte

man auch, daß Dinge wirklich sind. So aber, wenn der Wald rauscht, weiß ich nicht, bin ich es oder der Wald. Ach, mein liebes Weib, ein Hahn, ein Haus, ein Mensch, ein Gott, ich und du! Was ist das alles?" — Mit entgleisten Blicken sah er ratlos um sich, ließ die Augen wieder zufallen und versank in seine Verschollenheit.

Gegen das Ende einer solchen Dunkelzeit hin, als es ihn wieder einmal durch tausend unsichtbare Schluchten und Höhlen geschleift hatte, daß sein Körper welk und sein Gesicht ganz verfallen war, packte er im Vorbeigehen unvermutet Johannas Hand mit schmerzhaftem Griff und sagte mühsam, verzweifelt, wie einer, der am Ende seines Widerstandes angekommen ist:

„Weißt du, Johanna, es geht zu Ende mit mir, vollkommen zu Ende. Und nun habe ich nur noch einen Wunsch. Der Faber möchte kommen und noch einmal mit mir reden. Das ist das einzige, was mir noch helfen kann."

Die Bäuerin aber wußte von dem jahrzehntelangen Ringen ihres Mannes mit diesem großen Menschen nichts. Sie kannte ihn nur, wie alle Menschen der Gegend, von der fast vergessenen Herner Rebellion her als einen wilden, mörderlichen Landfahrer und Leuteschrecken. Deshalb verfärbte sich die gute Frau und fragte, mit Tränen der Angst in den Augen, wieso er auf diesen furchtbaren Gedanken verfallen könne, denn dieses Scheusal sitze ja schon seit Jahren im Zuchthause oder sei vielleicht schon gar in irgendeiner Henkergrube verscharrt.

Da brach dann der Sintlinger das erstemal das sorgsam behütete Schweigen über den verborgenen, geheimnisvollen Kampf, in dem sein Geist mit dem Geiste dieses Rebellen begriffen war, von dem ersten und einzigen

Gespräch an in der Nacht nach der Einweihung des Sintlingersteines auf der Wiese, wo jetzt ihr Haus stand, ging alle geheimen Nöte und Berückungen durch, die er von ihm erfahren, erwähnte auch dessen Brief, den er am Tage der Beerdigung des Vanlyßender empfangen hatte, und versicherte, daß eigentlich nur dieser Mann am Scheitern seiner Weisheit und an dem vollkommenen Zerbrechen seiner Welt schuld sei. Der Bäuerin kamen die Aufschlüsse über solch rätselhafte Beziehungen zwischen Menschen nur wie ein auf allen Wolken segelnder Wahn eines kranken Gemütes vor, und sie wußte sich keinen anderen Rat, als ihren lieben Andreas erschütterten Herzens zu umarmen und ihm zu sagen, wenn es so sei, wie er glaube, was sie aber nicht verstehe und auch nicht verstehen wolle, dann werde sich sicher alles zum Guten wenden, denn ein Mann wie er könne in einem solchen Kummerloche nicht enden, in dem er jetzt stecke. Das glaube sie ganz fest.

Darauf ging sie davon und behielt die Sorge für sich, die ihr trotzdem im Herzen saß.

In jenem Jahre nun hatte sich wieder einmal das Verhältnis zwischen der Arbeiterschaft und den Unternehmern in dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet zu einer unerträglichen Spannung erhitzt. Alle Betriebe waren davon ergriffen, und man befürchtete den Ausbruch eines Streiks größten Stiles. Unter denen, die am tätigsten an der Vermeidung dieses Kampfes arbeiteten, wurde der Name Franz Fabers auch in den Syndikatszeitungen mit Achtung genannt als eines Mannes von großer Einsicht, weiser Mäßigung und reinster, höchster Menschenliebe. Und als endlich die Ruhe wiederhergestellt war, erschien es dem Sintlinger unausweichlich sicher, daß Faber seinem verjährten Versprechen nachkommen und ihn aufsuchen mußte, obwohl der

Heiligenbauer keine anderen Anstalten traf, als nur seine schmerzhafte Sehnsucht nach ihm von Tag zu Tag zu steigern.

Und sein Herz, das nach ihm verlangte, betrog ihn nicht.

Johanna sah eines Nachmittags ihrem Mann von der Stube durchs Fenster verstohlen zu, wie er wieder unbeweglich und eingesunken auf der Altane saß, und wenn er auch nicht in ewiger Gedankenunstetheit lautlos die Lippen gehen ließ, wie sonst, so merkte sie doch, daß das dunkle Arbeiten eines friedlosen Geistes noch immer in ihm war. Denn von Zeit zu Zeit hob er den Kopf, strich in einer Art begütigenden Beschwörens mit der Hand über die Stirn und sah dann eigen und genau in die Weite, dorthin, wo hinter dem sänftlich niederen Taleinschnitt zwischen den beiden Fremdhöfen, schon etwas fernüberblaut, die leicht bewegte Hügelwand den Horizont abschloß, die das Gebiet der Fremdhöfe von Querhoven trennt. Doch konnte sie nicht herauskriegen, wodurch die Aufmerksamkeit ihres Andreas, wie sie meinte, gerade immer dorthin gezogen wurde. Denn es war da nichts Merkwürdiges. Das Fichtenbärtlein, das von dem Walde des Dürrenberges herablief, stand als ein durchbrochener dunkler Schleier, und das Licht der schon geneigten Sonne blitzte in goldfunkigen Streifen und Punkten durch das Geäst. Jedoch gegen den Abend hin, als dies Spiel des Sonnenschimmers schon rot zu glühen anfing, sah sie einen ungewöhnlich großen Mann über den Querhovener Hügel den Fußweg gegen die neue Chaussee, den früheren Grenzweg, herabsteigen und langsam und würdig wie ein König herankommen. Zwischen den Fremdhöfen, mitten im Taleinschnitt, blieb er stehen und schaute bald den Sintlinger-, bald den Brindeisenerhübel mit aufmerksamem Betrachten an, so, als

sei er mit sich nicht einig, gegen welches Gehöft er hinaufsteigen solle. Er trug den Hut in der Hand, und sein leichter grauer Mantel wehte in dem schwachen Winde, der ihm auch manchmal einen riesigen Vollbart, gleich einem dichten weißlichen Gewölk, über die Achsel trieb. Nach einigem Bedenken setzte er, aber nun mit geneigtem Kopfe, den Weg fort, hob an der Stelle, wo der Weg nach dem Fremdhofwalde zu eine Biegung machte, das Gesicht, musterte das Sintlingersche Fluchthaus einen Augenblick und schritt dann entschieden über das kleine Grabenbrücklein auf den Eingang des Gartens zu, der sich bis nahe an die Straße hin ausdehnte.

Sowie er, energisch auf ihr Haus zusteuernd, den ersten Fuß auf das Grabenbrücklein setzte, sah die Heiligenhofbäuerin ihren Mann jäh aufspringen, hochaufatmend mit beiden Händen das Geländer der Altane packen und dann überstürzt die Stufen hinab durch den Garten auf den Fremden zueilen. Am Gartenpförtchen trafen die beiden Männer zusammen. Johanna sah ihren Andreas das kleine Türchen öffnen und dem großen Ankömmling die Hand entgegenstrecken. Aber noch ehe der andere sie ergreifen konnte, fing der Heiligenbauer an zu taumeln, und der Fremde mußte ihn in den Armen auffangen, um ihn vor dem Umsinken zu bewahren.

Johanna stieß einen Schrei aus und sprang die Stufen der Altane hinab, durch den Garten, den beiden entgegen, denn die Gute glaubte, ihrem Manne sei infolge der langen Gramzeit ein Unglück zugestoßen. Und wirklich, als sie sich den beiden fliegend näherte, sah sie den Sintlinger blaß, von halber Ohnmacht betäubt, mit geschlossenen Augen, aber doch beglückt lächelnd, am Arm des Fremden hängend, herankommen.

Franz Faber, denn das war der Fremde in der Tat, winkte ihr, sich nicht zu beunruhigen, grüßte in ge-

winnender Güte und gab ihr durch Zeichen zu verstehen, sich aller lauten Worte zu enthalten.

Auf der Altane angekommen, bat er sie ebenso stumm, ihn mit dem Sintlinger allein zu lassen. Dann saß er lange schweigend bei dem Erschütterten und hielt seine Hand in der seinen. Aber der Heiligenbauer sah fortwährend vor sich nieder und vermochte nicht, den, nach dem er doch so gerungen hatte, anzusehen. Nur dann und wann ging ein Zucken über das Gesicht ihres Andreas, ein Zug, der aus Bitterkeit und Seligkeit gemischt war, und auch aussah wie das glückvolle Lächeln des Unterliegens.

Und jedesmal, wenn ein solch letzter Anfall zerbrochenen Stolzes über den Sintlinger kam, bemerkte die Bäuerin, die hinterm Fenster die beiden betrachtete, daß Faber seine Hand beruhigend auf ihres Mannes Achsel legte, und am Rucken des großen Bartes erkannte sie, daß er ihm gut zusprach.

Nein, das war kein Narr, wie ihn der Sintlinger so oft gescholten, noch weniger ein böser Verführer und Allesfeind, wie sie lange mit der Menge gemeint hatte; er saß, im Gegenteil, da wie ein großer, gütiger Menschenvater, und die furchtbare Säbelnarbe, die schräg über seine Stirn gehauen war, vermehrte seine Ehrwürdigkeit noch ins geradezu Erschütternde hinein. Und die einfache, reine Frau empfand, daß ihr rastlos umgetriebener Mann nun geborgen sei. Sie begab sich vom Fenster weg und ging in die Küche, das Abendbrot zu richten.

Nicht lange danach hörte sie die beiden erst leise, dann immer lebhafter miteinander sprechen.

Noch diesen selben Abend breitete der Sintlinger sein ganzes Leben vor Faber aus: Wie er mitten in der ererbten Wildheit seines Blutes durch die Geburt des engel-

haften Lenleins zu neuem Dasein erweckt und von ihr in unsagbar lichte Höhen geführt worden sei; wie dann Dunkelheiten und Schatten nach dem Sehendwerden über ihn gekommen seien, vor allem nach dem Tode Helenens ihn eine solch tiefe Nacht des Geistes umfangen habe, daß er nun verwirrt und zerstört dastehe und wirklich nicht mehr wisse, wohin zu wandern sei. Der Heiligenbauer verlor die letzte Scheu und sprach von seinem Geheimsten.

Als er geendet hatte und voll gespanntester Erwartung Faber ansah, merkte er wohl dessen tiefe Erschütterung. Der mächtige Mann lehnte mit zurückgesunkenem Haupt und geschlossenen Auges da. Dann nickte er schwer, schaute den Sintlinger tief an, ergriff seine Hand und drückte sie mit herzlicher Kraft.

Aber er ging doch an der Lebensbeichte des Sintlingers vorüber und erzählte, daß er schon einen Tag seinetwegen bei den Querhovenern drüben gewesen sei, die sich ja als seine Jünger betrachteten. Dort habe er schon vielerlei von ihm und seinem Schicksal erfahren. Die Abrundung und richtige Einsicht sei ihm indes erst jetzt durch ihn selbst gekommen. Er danke ihm herzlich für sein Vertrauen, bitte jedoch, ihm diese Nacht Zeit zu lassen, damit er sich noch einmal alles bei sich überlege. Auch sei er heut übermüdet.

Der Sintlinger saß nach dieser Antwort enttäuscht da, senkte das Gesicht und nagte an der Lippe, überwand sich aber, stand auf und übergab Faber seine Tagebuchblätter mit dem Bemerken, daß darin noch mehr enthalten sei, als er habe erzählen können, das meiste, oder vielmehr viel von dem, was er innerlich erlebt habe. Wolle er sie lesen, so würde es ihm noch leichter werden, das zu finden, woran er habe zerbrechen müssen.

Franz Faber nahm die Blätter mit bedeutsamem Dank

entgegen. Darauf trennten sich die Männer, und Faber stieg in das Stüblein hinauf, wo ihm sein Nachtlager bereitet worden war.

Des anderen Tages blieb Faber fast ganz auf seinem Zimmer. Während der Mahlzeiten saß er, in sich wie in große Ferne verloren, am Tisch, und den Heiligenbauer und sein Weib ergriff oft ein rätselhafter Schauer, wenn er seine Augen mit dem über die Erde langenden Blick lange und ergründend auf ihnen ruhen ließ.

Am Abend dieses zweiten Tages gingen der Heiligenbauer und Faber auf dessen Vorschlag an allen Plätzen umher, die ihnen bei ihrer ersten Zusammenkunft vor zwanzig Jahren merkwürdig geworden waren, vom Strauchhaufen zum stillen Tümpel, wo Faber auf der Flucht ohnmächtig zusammengebrochen durch den Sintlinger gefunden worden war; überschritten den Graben, wandelten im Mondschein das kleine Tälchen entlang, stiegen zum Heiligenhofe hinauf, saßen unter den Linden am Sintlingerstein, schauten auf den verfallenen Brindeisenerhof hinüber, blickten zu den Fenstern empor, hinter denen Helene die letzten Jahre ihres Lebens gewohnt hatte, und verloren sich über die Hohe Kippe ein Stück in den Wald.

Der Sintlinger redete noch mehr von den Kämpfen und Verwickelungen seines Daseins, und wie er eigentlich fortwährend, gleichsam unterirdisch, habe mit Faber ringen müssen, bis heute, bis alles wie Staub in ihm zerfallen sei.

Faber war bisher fast schweigend neben ihm gegangen, und sein Anteil an dem Gespräch hatte eigentlich nur in den Anregungen bestanden, den Fluß der Sintlingerschen Erzählung weiterzuführen und unmerklich zu steuern.

Als der Sintlinger die letzten Worte über seine

Auflösung gesprochen hatte, blieb Faber stehen und fragte:

„Und weißt du, Sintlinger, warum es nicht ausbleiben konnte, daß du vor dir verschwandest? Weißt du das?"

Der Sintlinger schüttelte das Haupt.

Deswegen fuhr Faber fort:

„Du bist mein Bruder, Sintlinger. Das habe ich an den Querhovenern erfahren, die behaupten, den neuen Weg zu Gott und ihr ganzes verändertes Leben von dir empfangen zu haben. Am meisten, tiefer noch ist es mir durch deine Aufzeichnungen gewiß geworden, daß du mein Bruder bist in dem heiligen Geist, der beginnt, nun in den Menschen zur Herrschaft zu gelangen, ohne Verhüllung von Dogmen, ohne Gleichnis, nachdem er vermummt all die Jahrtausende leitend in ihnen umgegangen ist. Noch einmal sei es gesagt: Du bist tiefer mein Bruder wie je ein anderer Mensch auf Erden.

Und darum mußten wir miteinander ringen, noch ehe wir uns recht kannten. Denn die Menschen der gleichgerichteten Art sind sich nahe, auch wenn sie sich nicht sehen, und wären Meere oder Jahrhunderte zwischen ihnen: Die Ermannung des einen wird des anderen Sieg, und durch den Fall des einen straucheln und stürzen viele andere, die in Unsicherheit leben. Deswegen weiß ich auch um dein Inneres.

Soll ich weiter reden, oder weißt du es nun auch schon selber, warum du dich verwirrt hast?"

„Ich bitte dich, rede, Faber", antwortete der Heiligenbauer leise.

„Na, da du es willst, so höre. Die Glocke, die du alle Tage läutest, tönt dir nicht ihren Klang, nicht deine eigene Stimme und nicht deinen Geist, sondern die Stimme und den Geist deiner gestorbenen Tochter

Helene. Aber, so wie es jetzt ist, war es, als sie noch lebte, wie ich gelesen habe vom ersten Tage ihres Daseins an. Auch damals lebtest du eigentlich nur ihr Leben, sannst mit ihrem Geiste und fühltest mit ihrem Herzen.

Dein Leben aber, dein Geist und dein Herz blieben an dem Orte, wo sie gewesen waren, noch ehe dein Kind geboren wurde. Du fandest Weisheit und wurdest nicht weise, lebtest die Tugend eines anderen Herzens, wähntest dich frei und warst gefangen.

Darum, als ein Wandel über dein Kind kam, als sie durch die Erschütterungen der Liebe das äußere Gesicht erlangte und dann gar im Tode von dir verschwand, mußte sich alles vor dir verwandeln und verschwinden, weil du nur durch ihr Dasein wußtest, was du erkannt hattest. Denn man kann auch auf einem Irrweg auf einen Gipfel gelangen, wohl sehen, daß es ein Gipfel ist, aber dann, ohne zu wissen wie es zugeht, sich wieder davon verlieren. Selbst die reinste Liebe ist ein Irrweg, wenn sie dich nicht ganz auf den Pfaden deines Geistes führt, und zu allerletzt im tiefsten darf kein Mensch jemand anders angehören als nur Gott.

Also, wenn du nicht weiter, wie du sagst, Staub in dir sein willst, so mußt du nun ein zweites Mal und jetzt mit eigenen Kräften erwerben, was du durch dein heiliges Kind besessen hast. Denn ich glaube selbst, dein Lenlein war ein heiliger Mensch. Deswegen sei nicht mehr traurig und mutlos. Alles Leben in und außer uns muß immerfort verschwinden, da es die Art der Welle ist, zu kommen und zu gehen. Doch das Meer bleibt, wie du selbst in deinen Aufzeichnungen geschrieben hast. Wir Menschen aber, solange wir auf den Strömen dieser tanzenden Erde fahren, müssen mit immer reinerem Geist und Willen uns immer höher bauen, wir, die Lichtschatten Gottes von unserer Seele her."

Über diesen Worten waren sie aus dem Walde gekommen und wieder am Hause angelangt.

Der Sintlinger stand gesenkten Hauptes da, während Faber sich schon anschickte, die Stufen zur Altane emporzusteigen.

Es sah aus, als wolle der Heiligenbauer, von neuem Gram übermannt, nicht schlafen gehen, sondern wieder in den Wald entweichen.

Deswegen nahm Faber seine Hand und sagte liebreich: „Nein, Sintlinger, nun gleich ins Bett! Glaube mir, du schläfst mit deinem größten Glück Wand an Wand. Morgen will ich weiter mit dir sprechen und dann davongehen."

Allein der Heiligenbauer wurde doch von der alten Friedlosigkeit und Zerstörung überfallen, und als Faber die Tür hinter sich geschlossen hatte, verließ er den Garten und lief in den Wald, wo er mit seinem bösen Geiste rang bis an den Morgen.

Es schien ihm, als habe Faber nun erst recht sein ganzes Leben durch die Forderung zertreten, daß er sich sogar von dem Geiste des verstorbenen Lenleins wie von einer Torheit fernhalten solle.

Doch als nach langen Stunden der Nacht endlich über den Baumwipfeln das erste Silbergrau der Frühe aufwachte, begann ihn das Wühlen der Widersetzlichkeit gegen Faber zu verlassen, und es ging ihm auf, daß er all die Stunden wie in den langen Jahren vorher sich eigentlich gegen den Sinn gebäumt hatte, den er in verletztem Stolze den Worten Fabers eigenmächtig untergelegt hatte. Wie hätte der große Mann sonst von Helene als von einem heiligen Menschen reden können! Er faßte sich mit festem Griffe, daß es ihm nicht wieder geschehe, durch die Irre auf einen Gipfel zu kommen.

Er machte sich frei von der Eitelkeit seines Geistes und der Selbstverliebtheit des Herzens, und sah ein, daß die Wahrheit nicht wahr sei, weil sie jemand spricht, sondern weil es die Wahrheit ist, und daß sie von Anbeginn in jedem Menschen sein muß, da sie sonst nie von jemand hätte erkannt werden können.

Als der Heiligenbauer aus dem Walde trat, sah er sein Haus verklärt in dem ersten Glanze des Morgens liegen.

Er faßte das als eine trostreiche Verheißung auf, und die Handvoll Schlaf, die ihm noch blieb, erquickte ihn so tief wie der Friede von ruhigen Jahren, und aus dem Zusammensein der beiden Männer an diesem letzten Tage wurde dann ein hohes, denkwürdiges Fest der Seele.

Faber merkte glückvoll die reine Aufgeschlossenheit und Freiheit, die ihm Sintlinger entgegenbrachte, und redete mit ihm über alle Geheimnisse seines und des Lebens aller Menschen.

Am Nachmittage drängte Faber zum Aufbruche, denn er wollte vor seiner Abreise aus der Gegend noch einen Abend in Querhoven bei dem Weber Staupitz im Kreise der armen Walddörfler zubringen, die er wunderbare Menschen nannte.

Alle Bitten des Sintlingers, noch länger zu bleiben, wies er mit herzlichem Dank zurück. Denn er dürfe sich keine Ruhe gönnen. Lächelnd stand er auf und ging, beglückt über die Liebe des Heiligenbauers und seiner Johanna, ein paarmal in der Stube hin und her. Zuletzt trat er an das Fenster und schaute lange über den Garten in die Landschaft, durch die er einst als Verfemter bei Nacht in der Not geflüchtet war, und jetzt nach zwanzig Jahren weilte er hier als Friedensbringer.

Indessen er so stand und versunken hinaussann, trat auch die Bäuerin leise herein und setzte sich geräuschlos

zu ihrem Manne an den Tisch. Die beiden hingen mit Blicken der Verehrung an der hohen Gestalt des in sich gekehrten Weisen, bis er sich langsam umwandte und sie mit einem Gesicht anschaute, das von tiefer Seligkeit verschönt war.

„O ja", sagte er strahlend, „das Leben ist schön! Wie herrlich ist in Wahrheit alles Schwere, wenn wir Menschen es in der rechten Weise empfangen und überwinden!"

Nach diesem Ausruf wurde er von seinem Geist ganz überwältigt und hingerissen und fuhr zu reden fort:

„Seht, ihr beiden lieben, lieben Menschen, ich muß wieder davongehen. Ich bin froh, daß ich bei euch war, und bin doch auch glücklich, daß ich wieder fort muß. Denn mich treibt mein Geist, den Menschen ein neues Evangelium zu bringen, nicht daß ich im Jagen es mir erst erwerben müßte. Nein, ich besitze es. Mitten in den Zerstörungen bin ich selbst unzerstörbar. Es ist ein anderes, als die Menschen bis jetzt geglaubt haben. Denn wer noch von Erlösung redet, redet ausgehülste Worte, lebt in der Sündeneitelkeit, beleidigt Gott und bäckt das Brot seiner Tage im Angstofen des Todes. Auf der Fahne, die ich entfalte, ist kein Tier gemalt und kein Leichnam, sondern das Bild eines glückvollen, lebendigen Menschen. Das ganze Weltall mit seinen unzähligen Gestalten, alle Lehren der Kirchen, die waren und noch sein werden, alle Wahrheiten der Wissenschaften sind nur Sinnbilder seines Wesens, alles an und in ihm, sogar sein häusliches Tun, seine Familien und Staaten und selbst noch seine Sünden. Denn Zeit ist nur in unserer Rede und Raum durch unser Denken. Jedes Wort vom Unterschiede ist nur ein Gleichnis auf Erden.

Das unbezeichenbare Wesen, das den Grund der Welt bildet, es ist auch unser tiefstes Wesen, vor dem ein

Halm so groß ist wie ein Berg. Es kennt nicht das Mehr und das Weniger, nicht groß und klein, nicht hier und dort, nicht heute, morgen und gestern. Geburt und Tod sind nur Töne seines ewigen Liedes. Der Tanz der Gestirne verursacht Ebbe und Flut; aber er läutet auch unser kleines Herz. Und alles zusammen ist doch nicht mehr als der Hin- und Wiedergang der Uhr an der Wand im Hause des Menschen.

So tief ist das ewige Wesen, das wir in uns Seele, außer uns Gott nennen.

Nach dem Tode sind wir ungeteilt. Hier in dem Zustande, den wir Leben nennen oder Dasein, wird uns alles verschleiert durch den Geist und sein Denken, daß wir es verkehrt sehen wie die Bilder im Spiegel des Teiches oder im Sterne unseres Auges.

Doch schon hier, gefesselt durch die Trugbilder von Raum und Zeit, können wir dahin gelangen, in jenes Haus ohne Mauern, das einige das Jenseits heißen, andere den Himmel und noch andere das Nichts, weil es das All ist.

Wenn ein Vogel auf der Spitze des äußersten Baumzweiges sitzt, so erlebt er nur die Bewegungen dieses Zweiges. Rückt er tiefer hinein auf den Ast, so umfaßt er die Bewegungen von hundert Zweigen und schwankt doch nur wenig. Wählt er aber seinen Platz im Kroneninnern, hart am Stamm, so erlebt er die Bewegungen des ganzen Baumes und wird selbst nicht mehr erschüttert.

Noch mehr wie diesem Vogel geschieht einem Menschen, der bis in die Tiefe seiner Seele sinkt. Denn dort erlebt er alles Leben, das ganze Weltall, den ganzen Gott mit all seinen Geheimnissen, weil dieser unser Grund auch der Grund Gottes ist.

Wer aber dieses weiß, von dem ist jede Trauer ge-

nommen und das Vergängliche vor dem Unvergänglichen verschwunden.

Jubelt! Da ist der Friede, das Glück, das Licht, die Schönheit, die niemand euch mehr nehmen kann.

Das schenke ich euch zum Abschiede. Bedenkt es in eurem Herzen, wenn ich fort bin, und handelt danach in Wachsamkeit und Treue. Lebt wohl!"

Als Faber so geredet hatte, trat er zu dem Bauer und der Bäuerin, ergriff ihre Hände, schüttelte sie stürmisch, und verließ sie dann mit seinen schnell zusammengerafften Sachen, eilig, fast flüchtend.

Der Heiligenbauer und seine Frau waren von dem unvermutet losgebrochenen Strome der Faberschen Weisheit betäubt wie von einem Gewitter, geblendet, als seien ihre Augen von der hohen Sonne versengt worden, dergestalt, daß sie wohl den Handdruck des Abscheidenden erwiderten, auch Worte sprachen, sich sogar einige Schritte ihm nach bewegten und doch eigentlich nicht wußten, was sie taten.

Als sie aus diesem unirdischen Traume erwachten, fanden sie sich einander gegenüberstehend auf der Schwelle der Tür desselben Zimmers, in dem nun auch das letzte Regen der Worte Fabers verschwunden war. Sie sahen sich an und bemerkten, daß ihre Gesichter ganz blaß waren.

Der Sintlinger trat zurück und begann langsam die Stube hinzuschreiten. Johanna eilte hinaus, die Altane hinab in den Garten und rief immerfort laut Fabers Namen, um ihn womöglich noch einmal zum Zurückkommen zu bewegen. Der aber war nirgend mehr zu sehen.

Als sie in die Stube zurückkehrte, fand sie ihren Andreas am Fenster stehend, die Stirn an die Scheiben gepreßt. So, daß sein Gesicht nicht zu sehen war, stand er und schaute unbeweglich in die Weite.

Sie trat zu ihm, legte eine Hand auf seine Schulter und blickte auch hinaus, von dem schnellen Lauf und der Aufregung noch immer hochaufatmend.

Nach einer Weile des Hinschauens sagte der Heiligenbauer leise:

„Siehst du, nun steigt er über die Querhovener Hügel hinauf."

Und Johanna erspähte Faber jetzt auch, wie er, den Hut in der Hand, rüstigen Ganges, die Anhöhe emporstieg. Sein Haar und sein Bart wehten weiß um sein mächtiges Haupt.

Nun war er auf der Höhe angelangt, schaute einen Augenblick nach ihrem Hause zurück und verschwand dann im Lichte der untergehenden Sonne zwischen den Fichten. Als sich der Heiligenbauer zurückwandte, bemerkte Johanna, daß seine Augen noch von Tränen überschimmert waren.

Er rührte aber mit keinem Wort an seine tiefe Ergriffenheit, sondern sagte lächelnd:

„Nun hat Faber ja mein Geschriebenes mitgenommen. Und dann habe ich auch vergessen, ihn nach seinem Leben zu fragen."

Dabei ging er, ließ sich sinnend auf einen Stuhl am Tisch nieder und sagte nach einigem Nachdenken leise zu sich:

„Nun. Ja, ja. Es ist wohl so. Wenn man immerfort bloß an sein eigenes Leben denkt, verliert man's, und wenn man's gibt, kriegt man's. Und ein jeder von uns ist immer nur der Laut der Schritte eines Größeren, der nach uns kommt."

# Die Großmutter

Die alte Frau Kleideck, das zurückgelassene Eheweib des Lehrers und Kantors Johann Marianus Kleideck aus Wenzelsdorf, war in ihrer Jugend ein lebenslustiges, ja übermütiges Mädchen gewesen. Aber das Schicksal gewährte ihr die schlimme Gunst, die erste Liebe des unentwickelten Herzens zu erfüllen. Sie heiratete mit siebzehn Jahren. Und als sie nach Monden vom ersten Wochenbett aufstand, war sie mitten in den Bedrängnissen eines kummervollen Lebens, das schuld war, daß sie im Alter seltsam wurde.

Seit dem Tode ihres Mannes, der, an allen Hoffnungen betrogen, freiwillig aus dem Leben schied, wohnte sie in Falkenstein, einem mittleren Städtchen des Altvatergebirges, und gehörte bald wegen ihrer Wunderlichkeit zu den Originalen des Ortes.

Sie ging, auch an den heißesten Sommertagen, in einem schwarzen Umschlagetuch umher, das sie über den Kopf gezogen hatte, daß selten jemand ihr Gesicht sah.

Kein Mensch wußte, was sie, ruhelos in den Straßen umherwandelnd, suchte; und redete ein Vorübergehender zu ihr, so hielt sie im Gange inne, doch so, als tue sie

es eines verborgenen, eigenen Bedürfnisses halber, wartete die Worte des anderen ab und setzte dann, ohne zu antworten oder ihr Gesicht zu enthüllen, ihren Weg fort. Nur wenn man ihr von einem furchtbaren Unglücksfall erzählte und sich die Ausmalung aller Schrecknisse recht angelegen sein ließ, hob sie aufmerksam den Kopf, und ihr fettes Gesicht stand still, wie in der Überraschung eines unvermuteten Lichtes. Im Fortschritt des erzählten Grausens verwandelte sich der anfängliche Glanz in das größte Vergnügen. Die Augen schimmerten, der Mund stammelte unterdrückte Laute des Glückes, und sie mußte mit den Fingern ihren Mund zusammenpressen, so, als sei es ihr nur durch Anwendung dieses äußeren Zwanges möglich, den lauten Ausbruch des Jubels verhindern zu können. War dieser Zustand eingetreten, pflegte die Siebzigjährige selbst ihrer nächsten Umgebung auf Tage nicht mehr das geringste Interesse zu schenken. Sie ging aufgeschlossen, wie mit besonnter Stirn umher, suchte dunkle Winkel auf und, indem sie mit der Rechten auf und nieder fuhr, als liebkose sie den Schatten, flüsterte sie zärtliche Worte. Ihre Vorliebe für unheilbare Krankheiten, von Schmerz entstellte Duldergesichter, ihre Sehnsucht nach dem Weinen und Wehklagen anderer, waren ebenso bekannt und den Leuten unbegreiflich, wie ihre Furcht vor glückvollen Menschen, der Schrecken, den ihr jedes heitere Lachen einjagte.

Sonst war sie ganz normal, holte sich zur festgesetzten Stunde die kleine Witwenpension, quittierte mit ihrer jungen, mädchenhaften Schrift, hielt sich und ihr Stübchen sauber und vergaß nie, am Geburtstage ihren über ganz Deutschland verstreuten Kindern den bekannten Taler zu schenken. Doch jedes frohe Geschick all dieser Menschen, die ihr Leib getragen hatte, ging sie offenbar nichts an. Für die Beförderungen ihrer Söhne

und die günstigen Veränderungen im Leben ihrer Töchter hatte sie keinen Sinn. Sie hielt den Brief mit der glücklichen Nachricht, nachdem sie ihn gelesen hatte, lange in unbeweglicher Hand auf dem Schoß und blickte hilflos ins Leere. Dann stand sie auf und trippelte zum Ofen. Erst wenn das Papier in Feuer und Rauch aufgegangen war, atmete sie auf und konnte sich der alten, toten Sicherheit übergeben.

Wo aber immer in den Wohnungen ihrer Kinder Krankheit das Licht der Stuben verdunkelte und die Türen geräuschlos gehen ließ, erschien sie gar bald auf der Schwelle und nickte den Kummervollen ermutigend zu. Ihr verstummter Mund wurde gesprächig, und fügten sich sonst die Worte in großem Zwang aneinander, als müßten sie mühsam dem Vergessen entrissen werden, so floß ihr jetzt die Rede verjüngt von den Lippen, die sich blutvoll färbten, und ihr kurzer, dicker Körper bewegte sich mit großer Leichtigkeit umher. Ihre Zuversicht zu sich selbst wuchs mit jeder Wendung zum Schlimmern. Lag der Kranke blaß und abgehetzt in den Kissen, die Lippen trocken vor Hitze, das Auge starr und weit im Fieber, dann saß die Greisin, die welken, feuchten Hände des Armen zärtlich in den ihren geborgen, und summte leise und versonnen ein lustiges Lied zwischen den Lippen. Sie war unermüdlich in der Pflege, unerschöpflich in der Erfindung neuer Milderungen. Rückten aber die Schatten des Todes heran, so wandte sie ihr letztes Mittel an. Was das eigentlich war, wußte niemand zu sagen, und die Alte selbst verweigerte standhaft jede Auskunft. Sie schloß sich mit dem Todgeweihten in das Krankenzimmer und verharrte stundenlang darin. Die ängstlich an der Tür Lauschenden vernahmen nichts als von Zeit zu Zeit ihre Worte, die langgedehnt wie Gesang klangen.

Ihre Kinder meinten, sie sei durch ihr schweres Leben zu geheimnisvollen Kräften gekommen und „besprechе" die Krankheit. Daher war das Vertrauen in ihre Hilfe unbegrenzt. Denn noch kein Sterbenswelker, an dessen Bett sie gesessen hatte, war von dem Tode hinübergenommen worden. Alle Kinder und Enkel, die schon um das Grab getaumelt waren, hatten sich aus dieser alten, rätselhaften Seele ein zweites Mal das Dasein getrunken.

Kam der Schlaf der Genesung über die Kranken, begann die Großmutter wieder zu erstarren. Ihr Gesicht wurde stumpfsinnig, die Augen glanzlos und leer, das Wort zerbrach ihr im Munde wieder, ehe es von ungefüger Zunge über die Lippen fand. Sie schleppte sich mühsam umher, und stand der Errettete aufrecht wieder mitten im Glück der Seinigen, so suchte die Alte ihre Habseligkeiten zusammen und schied mit einer Trostlosigkeit von ihnen, als seien die Menschen ihr durch den Segen verlorengegangen, den sie doch selbst herbeigeführt hatte. Kein Wort, kein Dank erreichte die Verschollene; alles, was man zu ihr sprach, hörte sie in dumpfer Lethargie an, als verstehe sie nichts.

Von jedem siegreichen Kampfe gegen die Qual des Lebens aber kehrte sie gestärkt in ihr einsames Stübchen zurück, und die Leute meinten, wenn das Schicksal nicht vergesse, hin und wieder einem ihrer Angehörigen eine Todesplage zu senden, werde die seltsame Frau überhaupt nicht sterben. Und wirklich, es hatte den Anschein, als sollten diese Spötter recht behalten.

Die Jahre gingen an der Greisin nicht nur spurlos vorüber, sie verjüngten die Unzerbrechliche sogar. Die Fülle ihres Leibes verlor sich, das Gesicht wurde mager und nahm die Farbe verwitterter Felsen an. Und wenn auch die Augen tiefer in die Höhlen sanken, den schma-

len Lippen die Sprache ganz abhanden gekommen zu sein schien: Ihr Gang wurde frei und leicht, so wie nur sichere Menschenkraft schreitet. In diesem Tempo bewegte sie sich in ihr neunzigstes Lebensjahr.

Aber wir Menschen wissen nur, daß morgen auch ein Tag ist; was er bringt, bleibt uns verborgen. Die Zukunft dreht sich mit immer neuen Schritten in ewigen Kreisen.

Zwei Monate nach ihrem Geburtstag, der in den Januar fiel, in den letzten Tagen des April, verschwand die Greisin wieder einmal aus dem Städtchen. Den verschobenen Marktkorb mit ihrem Reisegepäck am Arme, ein feierliches Licht in den Augen, die Gebärde beschwingter Worte um die Lippen, wie von den Verheißungen einer nahen Aufrichtung getragen, fuhr sie nach Oberschlesien zu ihrer jüngsten Tochter, deren Mann den Posten eines Registrators bei der Obersteuerverwaltung zu Oppeln bekleidete.

Er hieß nicht nur Peschke, sondern war auch danach.

Etwas über zwei Uhr nach Mittag kam sie in seiner Wohnung an und fand den Mann im schummrigen, engen Entree, fertig zum Dienst, den Rock militärisch zugeknöpft, wie er eben seinen Stock aus dem Ständer heraufhob.

Bei ihrem Eintritt fuhr er herum, musterte sie im Dunkel mit scharfen Augen und sagte, statt ihren Gruß zu erwidern:

„Natürlich, auch noch die Alte! Na, meinetwegen, das ist mir jetzt schon egal! Guten Tag."

Damit wendete er sich dem Ausgange zu, bitter, verächtlich vor sich hinlachend. Aber als er am Treppenabsatz angekommen war, kehrte er noch einmal zurück, nahm die Großmutter am Arme, zog sie in eine Stube, pflanzte sich drohend vor ihr auf und warf es schneidend in das Gesicht der Greisin:

„Ich hab' dich nicht gerufen, verstehst du? Das hat Martha wieder hinter meinem Rücken getan — ja — die dem Rangen überhaupt in allem nachhilft, nein, überhilft — über- — hilft!! Jawohl, so ist's! Gar nichts hat's mit dem Kerl, mit dem verfluchten! Sitzengeblieben ist er wieder, und nun spielt er Komödie: schreit in der Nacht und liegt dann, als ob er nicht piepsen könnte. — Das Früchtel kenn' ich besser! Faul sein, nichts lernen, sich auf die Art wegspielen. — Das hat man davon, daß man sich quält und abmüht, damit der Junge es mal besser haben soll wie unsereiner. Das ist's ... das ... das alleine!" Er nahm den Hut ab, trocknete sich mit seinem bunten Taschentuch den Schweiß von dem kahlen Vorderhaupt und legte mit bebender Hand einen Strähn grauer Haare querüber. Dann faltete er das Tuch umständlich wieder zusammen und sann nach, was noch zu sagen sei. Er fand aber nichts, blickte eine Weile verloren vor sich nieder und schüttelte dann energisch den Kopf, als weise er im voraus jede Versuchung zur Weichheit weit von sich.

Die Greisin schien gar nicht auf ihn zu hören, sondern stand an ihrem Korbe und nahm so vorsichtig die Sachen heraus, als seien es wunde, verletzliche Wesen. Als sich Peschke zum Gehen anschickte, drehte sie sich um, heftete ihre Augen auf ihn und sagte mit Anstrengung: „Aber es ist schlimm!" Der Registrator bezog das auf die Krankheit des Knaben und fragte mit merklicher Betroffenheit: „So, woher weißt du denn das?"

Frau Kleideck gab ihm keine Antwort und fuhr fort, behutsam die Sachen hervorzuziehen und auf einen Stuhl zu legen, als sei außer ihr niemand im Zimmer.

Peschke murmelte etwas von „Weiberblech und Unsinn" und ging.

Die Großmutter blickte sich jetzt in dem Raum um,

den sie als Küche erkannte, und öffnete das Fenster, als sei durch ihren Schwiegersohn alle Luft verbraucht worden.

Beim Herumdrehen sah sie ihre Tochter auf der Schwelle stehen.

Eine Weile maßen sich die beiden Frauen wie Entfremdete.

Dann tat die Alte einen Schritt in der Stube hin. In diesem Augenblicke stürzte sich die Tochter an den Hals ihrer Mutter, und ihr Leib wurde sogleich von Schluchzen geschüttelt, das Klage, Hilferuf und Verzweiflung in einem war.

Die Greisin richtete sich zuerst auf, schob leise die Aufgelöste ab und erfaßte ihre Hand mit starkem, versicherndem Griff.

Aber ihr Mund floß nicht über vom Strom heiteren Trostes, wie es doch sonst ihre Art war. Das nahm ihrer Tochter alle Hoffnung, daß das arme Weib sich auf einen Stuhl setzen und mit machtlosem Aufrichten immerfort gegen ein vollkommenes Zusammensinken ringen mußte.

Die Großmutter verstand den ratlosen Schrecken, der das Gesicht ihres Kindes verzog und blickte auf die Tür, durch die sich Peschke entfernt hatte, um der Bedrängten klarzumachen, wer schuld sei, daß ihr die Worte zerbrochen im Munde liegenbleiben mußten.

Und während dann ihre Tochter Martha in der Hast Verängsteter von der Krankheit des vierzehnjährigen Emil, ihrem Anfang und bisherigen Verlauf so erzählte, daß alles zu einer Anklage gegen ihren Mann wurde, stand die Greisin ohne einen Zug ihres Gesichtes ins lebendige Mitleiden zu rühren, anscheinend unbeweglich da. In Wahrheit aber litt die Uralte an der Erkenntnis, daß ihre Seele nicht wie sonst vor den

Schatten eines finsteren Schicksals aufblühte, sondern gelassen in ihrer Tiefe ging, wie ein lautloses, undurchdringliches Wasser. „... Wir ... ng ... werden ... ng ... zu ihm ... gehen ...", sagte sie mühsam und schob ihre kalten Finger in die feuchte, heiße Hand ihrer Tochter.

Vor der Tür zum Krankenzimmer beugte sich die Alte, legte einen Kuß auf die Stirn Marthas und strich mit den Händen leise an ihren Schläfen nieder, daß ihre Tochter davon kaum eine Berührung, sondern nur das Wehen einer kühlen Luft zu spüren meinte.

Dann traten sie in das Zimmer ein.

Ob sie sich auch noch so vorsahen, die Tür schnappte laut in den Haken, und der Kranke schrie sofort erschöpft:

„Vaterle! — Liebes, gutes Vaterle! Ich werde lernen, werde lernen! ... werde ... lernen ..."

Martha eilte hinzu und beugte sich tröstend auf ihr Kind nieder.

„Milele, sieh doch, Milele," sagte sie in liebevollster Güte, „es ist ja nicht der Vater. Es ist ja deine liebe Großmutter."

Da wandte der Knabe das Gesicht von der Wand herüber, heftete seine weiten, fiebrigen Augen auf die Greisin, lächelte beruhigt und bewegte dann flüsternd und eilig die Lippen, als memoriere er eine Lektion.

Frau Kleideck führte ihre weinende Tochter hinaus und verriegelte die Tür, denn ihre Seele fühlte, wie nahe schon an dieses zarte Leben die dunklen Wasser heranspülten, die uns alle davontragen auf Nimmerwiedersehen.

Sie erkannte, daß sie sofort die große Hilfe anwenden müsse, die ihr gegeben war. Sie verhing die Fenster mit dicken Tüchern, daß es ganz finster wurde,

setzte sich an das Bett des Kranken und bedeckte sein Gesicht mit ihren kalten Händen.

Nachdem sie so lange gesessen, hatte sie in der Tiefe die Empfindung, als werde ein schwerer Stein weggewälzt. Da wußte sie erfreut, daß die innere Stummheit von ihr genommen werde, und je stärker die Wirbel des verstörten jungen Lebens auf sie einstürmten, desto sicherer fühlte sie die versunkene Macht ihres eigenen Wesens in sich heraufsteigen.

Die wundersame Verwandlung, die sie an jedem Krankenbette erlebte, begann zu ihrer freudigen Überraschung auch hier.

Sie, die ihre Kraft an der Not zerschlagen, deren Lebensheiterkeit in Hunger untergegangen, deren Lied in Entbehrungen verschmachtet, deren Hoffen durch tausend Enttäuschungen verweht, deren Licht in den Finsternissen unabwendbarer Sorgen erloschen war: erhielt alles das langsam wiedergeschenkt.

Die Seufzer des kleinen Kranken, sein Stöhnen, das Versagen seines abgehetzten Herzens, die Erschöpfungen seiner süßen Kraft: rissen die große Macht des Lebens aus den tiefsten Schluchten dieses greisen, uralten Menschen herauf, und nach Stunden saß die Großmutter in der Buntheit, der Sonne, dem Jubel eines Daseins, das zu führen sie fähig gewesen wäre und das ihr doch versagt geblieben war.

Sie hatte die schmalen Fingerlein des Enkels in ihren Händen geborgen, und ihre Wiedergeburt, an der versiegenden Brust Emils entzündet, floß wieder in diese zurück. Das verlöschende Leben des Knaben bettete sich in die Sicherheit, die, ein erlösender, gebärender Traum, strömend aus der greisen Seele floß.

Gegen Abend waren die Wogen des Wiedererwachtseins in der Uralten so stark geworden, daß ihr der Ju-

bel die Brust einschnürte. Um nicht daran zu ersticken und im festen Glauben an die errettende Macht ihres Wiedergeborenseins über die, deren Ohr schon dem Hinüberruf lauscht, schritt sie zu der Zeremonie, die ihre Angehörigen „das Besprechen" nannten.

Sie beugte sich, von geheimnisvollem Drange getrieben, über den Kranken und goß die Glut ihrer Lebensinbrunst über das bleiche Gesicht des Knaben.

Mit leiser, beschwörender Stimme sagte sie singend: „Kind! — Kind! — Ich habe Wasser in mir, die nicht verrinnen, und Blumen, an denen das Welken vorübergeht. In der Nacht ist mir das Glück bewahrt worden. Von meinem Dache sank unzähligemal das Unglück und hat mich nicht zerschlagen. Die Berge, auf denen meine Jugend spielte, blühen noch. Kind, hebe dein Herz, hebe deine Seele! Die Winde nehmen das Leben und bringen es. Ich habe in mir den Mund eines Meeres und trinke alle Bäche und Wasser deines Verstummens, deines Verwelkens, deines Todes. Mein Herz nährt sich von deiner Angst und nimmt sie von dir.

Ich will, mein Kind, daß du lebst — — lebst — lebst!"

So sprach sie flüsternd über den Kranken gebeugt. Mit ausgebreiteten Armen lag sie über dem Kinde, und ihre Augen, weit geöffnet, ihr Mund strömten von jener Macht über, in deren Besitz nach der Sage die greisen Frauen unserer Urahnen waren.

Der arme Knabe lag blaß und ruhig. Sein Atem war tief und sicher geworden, und da die Alte seine Händchen auf das Deckbett zurücklegte, blieben sie still und zuckten nicht mehr im Pulsen des Fiebers.

Die Großmutter saß nun auf dem Stuhl neben dem Bett, die Arme auf die Knie gestützt, die Hände ver-

schlungen, und hielt das Gesicht in Erwartung hin, wie jemand wohl von einem hohen Berge ein weites, sonniges Land betrachtet. Während ihre Augen über die Breiten ihrer Jugend gingen, sanken von ihrem Munde kosende, zärtliche, berauschte Worte, die bald in Liedern sich aufschwangen, bald wieder in ein törichtsinniges Spiel von Lauten aufgelöst wurden, mit denen Kinder aus unaussprechlichen Träumen reden.

Die Luft des Krankenzimmers war bald voll von diesem unzerstörbaren Leben, wie von dem Duft frischer Feldblumen oder dem Hauch eben geborener Quellen, und der Knabe schlief, als liege er im Schatten eines Baumes, dem der Frühwind eben die Blätter öffnet.

Im Entree ging die Tür. Mit vorsichtigen Schritten traten zwei Männer ein, die sich leise unterhielten, vor dem Krankenzimmer stehenblieben, dann aber auf die Küche zu wieder fortgingen. Sie hörte die Stimme der freudig erregten Tochter aufklingen, bald aber wieder in die blühenden Bilder ihres Innern untertauchend, klang alles um sie in den Tönen eines niegelebten Glückes.

Da pochte es an ihre Tür; erst zaghaft, dann immer lauter, ungestümer. Erst rief Martha mit demütig bittender Stimme ihren Namen. Sie hörte es undeutlich durch die Trunkenheit ihres Traumes. Endlich schlug Peschke plump auf den Drücker.

Emil fuhr mit einem Seufzer aus dem Schlafe. Frau Kleideck erhob sich, wankte wie berauscht hin und öffnete. Der grelle Schein einer Lampe fiel in das Krankenzimmer. Die Greisin taumelte geblendet zurück und kam zum Glück fallend auf einen Stuhl, auf dem sie sitzenblieb, die Augen mit den Händen beschattend.

„Bitte, Herr Professor Manczik, wenn Sie gütigst erlauben, gehe ich mit der Lampe voraus", hörte sie ihren Schwiegersohn sagen.

„Ja, ja, gehen Sie nur", erwiderte eine ausgenörgelte, alte Stimme. „Also seit zwei Tagen ist er krank."

„Ja, Herr Professor", antwortete jetzt beklemmt, aber doch so zärtlich als sie konnte, ihre Tochter.

„Er hat halt immer eine schreckliche Angst vor der Mathematik. Da denke ich..."

Manczik unterbrach sie:

„Wo ist denn Ihre Großmutter?"

Peschke tuschelte etwas, worauf der Professor mit einem ironisch gedehnten „Hm—hm" antwortete.

Jetzt mochten sie am Bette stehen.

„Guten Abend, Peschke", sagte der Mathematikprofessor mit freundlicher Stimme. „Kennst du mich denn nicht? Ich bin dein Lehrer — Herr Professor Manczik. — Er scheint zu schlafen."

„Ach was, er hat doch die Augen angelweit auf. Unsinn!" sprach der Registrator.

„Ich bitte dich, Mann, schrei doch nicht so", bat Martha. „Siehst du's denn nicht? — Laß ihn, wir regen ihn sonst wieder auf."

„Na, er kann doch mit seinem lieben Herrn Lehrer sprechen. Der Herr Professor haben die Güte gehabt, mit mir heraufzukommen. Da wird's für den Rangen doch nicht zuviel sein, wenn er dem Herrn die Hand gibt. So schlimm ist's noch lange nicht mit ihm. Ich bin auch krank gewesen. — Emil!!" rief er lauter.

Der Knabe stieß einen langen, angstvollen Laut aus.

Nach einer Pause sagte der Professor:

„Ich denke, wir lassen ihn ruhn. Ihre Frau hat recht." Und merklich erleichtert setzte er hinzu: „Wenn Sie ihn einige Tage im Bett halten, wird's, glaube ich, wieder werden mit ihm. Im Frühjahr hat's halt schon mit den Kindern so allerhand."

Peschke hustete rauh auf.

Sie bewegten sich nach der Tür hin, und Frau Kleideck sah durch die Spalte der Finger, daß sie vor ihr stehenblieben.

„Da ist ja wohl Ihre Großmutter. — Guten Abend, Mutterchen! Na, wie geht's denn hier in Oppeln?" hörte sie den Professor sagen.

Die Greisin hatte plötzlich so einen Zorn auf den fremden Mann, daß sie sich nicht rührte und ihre Hand vor den Augen behielt.

Peschke lachte höhnisch und sagte:

„Ach, kommen Sie nur, Herr Professor. Aus der kriegt der stärkste Mann nichts 'raus."

Manczik ging, von dem Registrator hinausgedienert, und die Tür schloß sich wieder. Dann war es still. Still und finster. In jeder Finsternis schwingt zitternd ein letztes Hauchen des Lichtes, das macht, daß unsere Augen sie wahrnehmen können. Aus der Finsternis, die in dem Krankenzimmer zurückblieb, war auch dieses letzte Ahnen der Helle verschwunden.

Um die Greisin war ein einziger, unaussprechlicher Abgrund aufgerissen. Die Hände fielen ihr schwer in den Schoß, und ihr war qualvoll in der Seele, daß sie die Augäpfel schmerzten, wie vor vielen, vielen Jahren, als sie noch weinen konnte. So saß sie in dumpfem Bangen und dachte daran, was sich jetzt mit dem Kranken und ihr ereignen müsse, weil der Sturm ihres heilenden Liedes so hart unterbrochen worden war.

Indem trat Peschke abermals mit der Lampe herein, verriegelte sorgfältig die Tür, hustete mit unterdrückter Rauheit, wie es die Art zorniger Menschen ist, die gegen eine beginnende Erregung sich wehren. Dann ging er mit entschiedenen Schritten auf das Bett zu, ohne sich um die Alte zu kümmern.

Die aber stand geräuschlos auf und trat, von Sorge und dem Willen zur Hilfe getrieben, hinter ihn.

Emil lag noch immer steif im Bett, die Augen angstvoll zur Decke gerichtet, die Hände zur Faust geballt, die Daumen unter die Finger geschlossen. Der Registrator stellte die Lampe auf den Stuhl. „Junge," sagte er dann seltsam weich, „du! Wo tut's dir denn eigentlich weh? Na, so red' doch! Wenn du die Augen aufmachen kannst, kannst du doch auch den Mund auftun. — Emil, ich tu dir nichts. Ich will dir bloß was sagen. Der Herr Professor Manczik hat gesagt, es wird schon gehen. Ich werde dir Stunden geben lassen! — Du! — — — Zum Donnerwetter, ich bin doch nicht dein Narr!!!" Dieser wilde Ausbruch riß den Knaben in die Höhe. Er kniete ins Bett, hob die Hände gegen Himmel und begann mit erschütternd ruhiger Stimme, als bete er inbrünstig:

„Ulisses in eroibus suis venit ad Aeoliam insulam in qua Aeolus, rex ventorum, habitabat. Insula firmo nurra cincta erat. Aeolus clemens erat adversus. Ulissem et eum de Troia et de Graecis interro — ga — ga —..."

Er brach stotternd ab, versuchte hauchend das schwere Wort zu sprechen, verstummte im Zittern des Schreckens und fiel endlich, die gefalteten Hände in Verzweiflung schüttelnd, aufs Bett zurück. Dabei schrie er kläglich:

„Liebes, gutes Vaterle, laß mich. Ich will sterben. Ich will sterben!"

Peschke streckte gerade die Hand aus, um den Kranken an der Schulter heraufzureißen und „Mores" zu lehren.

Da fühlte er sein Gelenk von einer eiskalten, dürren Hand umklammert und zurückgerissen. Als er sich um-

drehte, sah er in das eingefallene Gesicht der Uralten. Es war fahl. Der Haß in den tiefliegenden Augen machte es furchtbar. So blickte sie ihn eine Weile an, dann sagte sie mit herrischer Verächtlichkeit: „Geh sofort!" und drehte seine Hand nach dem Ausgange.

Der Knabe stammelte immerfort, immer leiser seinen Ruf nach dem Tode.

Peschke bewegte sich mit der Lampe nach der Tür hin. Dort ermannte er sich von der Furcht, in die ihn die unheimliche Alte versetzt hatte, und rief in dem leeren Trotz Gezüchtigter zum Bett seines Söhnchens hin:

„Meinetwegen, stirb. Lieber ein totes, als ein ungeratenes Kind haben."

Nach seinem Verschwinden war es wieder finster in der Stube, und Frau Kleideck stand aufgereckt, die Lehne des Stuhles krampfhaft umfaßt haltend.

Der Knabe wimmerte verschmachtet, und die Greisin fühlte sein Verzweifeln als heiße, verzehrende Wellen in ihr Gesicht schlagen.

In diesem Augenblicke trat ihre Tochter in die Stube. Die Steinalte stand steif und rührte sich nicht. Ihre Augen lagen so tief in den Höhlen, als seien sie von einer Schleuder in den Kopf getrieben worden. Endlich löste sich der Krampf, der sie erfaßt hatte.

Sie legte ihrer Tochter die Hand auf die Achsel und sagte begütigend:

„Geh nur schlafen, ich werde ihn schon wieder beruhigen", richtete sich auf und wiederholte gedehnt und stärker, einer Entschlossenheit in sich entgegentastend: „Ich werde ihn beruhigen. Jawohl! — Aber daß mir der Mann nicht noch einmal hereinkommt." Dann hauchte sie einen Kuß auf die Stirn ihrer Tochter, daß Martha getrost hinausging.

Das große Mietshaus wurde still. Auf den Straßen

hallten die Schritte spät Heimkehrender. Neben den Tüchern flossen blasse Streifen Licht ins Zimmer, denn der Mond stieg über die Dächer herauf.

Aus der Stube nebenan hörte sie dann und wann die rauhe Stimme Peschkes, die sie jedesmal nötigte, zu Boden zu sehen.

Als sie wieder einmal aufschaute, spürte sie ein Streichen in der Luft und vermochte auch, es nach einiger Zeit als ein graues Gewandstück wahrzunehmen, das, wie der wehende Mantel eines Reiters, durch den Raum flog. Die Wand, nach der es sich in großer Schnelligkeit bewegte, wich ins Unendliche hinaus. Ein unterirdischer, finsterer Gang gähnte auf, in dessen Tiefe ein leichenhaftes Licht zu schwelen begann, und Rollen donnerte von den Wölbungen des Ganges, wie der Wirbel gespenstischer, rasender Pferdehufe. Die Eile der Erscheinung wuchs, als werde sie von einem zunehmenden Sturme getragen. Und nun, im letzten Augenblicke, konnte die Greisin deutlich die Gestalt eines grauen Reiters wahrnehmen, der, im Rasen vornübergebeugt, auf einem dämmerfalben Rosse saß. Ehe er sich in der schwindelnden Weite verlor, drehte er den Kopf nach ihr um und lächelte sie liebreich mit hohlem, fleischlosem Gesichte an.

Da wußte die Großmutter, daß sie den Tod gesehen hatte und was das Schicksal mit dem Knaben und ihr wollte.

Sie schloß die Augen und sank auf den Stuhl. Lange setzte ihr Atem wie in großem Schrecken aus.

Aber seltsam, als das Herz wieder ungefähr in gleichmäßigen Schlägen zu gehen begann, wurde sie nicht zu neuem Kampf gegen den Tod über den Kranken gerissen.

Nein, ihr war wieder, als sitze sie auf einem hohen

Berge, und ihr Auge, das hinunterschaute, sah ganz fern ein Land unter sich. Häuser standen da zwischen blühenden Gärten, Wege wanden sich durch das Grün, und Menschen gingen darauf hin und wieder. Endlich erkannte sie, daß es Wenzelsdorf sei, und im Gesicht durchmaß sie noch einmal ihr ganzes Leben. Zuletzt erblickte sie sich selbst aus dem Dorfe herauswandern und den Berg heraufsteigen, auf dem sie saß.

Und merkwürdig, all das Schwere und Qualvolle, das sie je erfahren und erlitten, hatte Furcht und Schrecken verloren. Ihr Leben lag in Heiterkeit und Schönheit vor ihr; in ein hohes, stilles Licht getaucht, alle Verzerrungen der Not geglättet, so, daß sie sich erstaunt immer und immer wieder fragte: „Ja. So ist mein Leben gewesen? So ist es gewesen?"

Und sie begriff nicht, wie es möglich gewesen war, daß ihr Auge durch den Flor des Schmerzes sich hatte das Strahlen, das Herrliche verhüllen lassen können, das in Wahrheit jedes Menschenleid ist.

Obwohl sie ganz genau wußte, daß diese ungewöhnlichen Gedanken in ihr und diese Bilder um sie nichts als der Vorgang seien, den die Leute sterben nennen, war sie nicht erregter als ein goldenreifes Blatt am Baum, das in der stillen Herbstsonne fühlt, wie es vom Zweige gelöst wird.

Alles, was ihr vom Irdischen blieb, war ein letztes Verwundern, was sie erfahren würde, wenn das Wesen bei ihr sei, das sie den Berg heraufklimmen sah und das niemand als sie selbst war.

Je näher sie sich kam, desto größer wurde ihre Zuversicht ins Ewige und Unendliche, dem sie sich gegenübersah, und mit einem Jubel, der sich kaum bezwingen ließ, erkannte sie, daß ihr Dasein, durch das sie geschritten war, gleich einem goldenen Ringe um alles

Lebendige der Welt lag. Diese Erkenntnis ihrer tiefsten Seele berauschte sie so, daß ein Frohlocken um sie entstand wie der Donner eines festlichen Glockengeläutes; als habe der Himmel seine Brust geöffnet und rufe sie mit erznem Jubelsturm zu sich herauf.

Die Steinalte war davon ganz bestürzt und dachte, was doch mit dem Knaben werden solle, wenn er auf der Erde zurückbleiben müsse. Aber ihr Enkel, Emil Peschke, lag schon still; in seinem Gesicht sammelte sich ein heiteres Glück, und durch seinen Körper lief das letzte Bäumen des Lebens.

Zugleich füllte sich die Stube reißend schnell mit strahlendem Lichte.

Als die Großmutter das Gesicht hob, um zu sehen, was vorging, bemerkte sie das dunkle Tuch eben von einem der Fenster zur Erde gleiten, und in der Öffnung, die ihr groß, wie ein mächtiges Tor erschien, tauchte die Gestalt eines verklärten Geistes auf, der sogleich auf sie zuzuschweben begann. Er hatte die Arme geöffnet und näherte sich ihr langsam.

„Bin ich das? Ist das das Ewige von mir?" fragte die Großmutter zaghaft.

Das göttliche Wesen nickte.

„Und das Glänzen, ist das der ewige Tag?"

Ihre Verklärung antwortete jetzt auch nicht mehr durch eine Gebärde. Sie näherte sich nur langsam aber unaufhaltsam der Frau Kleideck. Als sie so nahe gekommen war, daß die Alte die Strahlen wie eine versengende Glut über den ganzen Körper spürte, riß sie den Knaben an sich, umschlang ihn und ließ sich in den Lichtabgrund sinken.

— — — — — — — — — —

Frau Peschke hatte die ganze Nacht vor Kummer um ihren einzigen Knaben nicht schlafen können und immer-

fort in Sorge gefragt, was werden sollte, wenn ihre Mutter doch der Krankheit nicht mehr gewachsen sei.

Gegen Morgen kroch auf kurze Zeit ein dünnes Traumhäutchen über das Auge der armen Registratorsgattin.

In dieses Schlummern hinein erklang das Morgengeläut der Stadt. Als es aufhörte, erwachte sie ganz und ging hinüber in die Krankenstube, um zu sehen, wie's ihrem Jungen gehe.

Da lagen die Großmutter und Emil armverschlungen im Bett, beide tot.

Das Angesicht der Steinalten glänzte noch immer, und die Augen ihres gestorbenen Knaben blinzelten schelmisch unter den eingesunkenen Lidern hervor.

Deswegen brachte es das Weib nicht über sich, zu weinen. Sie sank vor dem Bette in die Knie und nahm das Gesicht in die Hände.

# Nachwort

## Von Hanns Martin Elster

Hermann Stehr wurde am 16. Februar 1864 als das dritte von sechs Kindern des Sattlermeisters Robert Stehr geboren; mit dem „Totenkränzlein" gezeichnet rang er sich durch die Liebe der Mutter zum Leben, als Säugling schon die unbeirrbare Willenskraft des Vaters, die ihm treu geblieben, beweisend; von der Mutter empfing er die Gemütsfülle, die den dreizehnjährigen Knaben zu den ersten Gedichten brachte. Zu Habelschwerdt, dem Landstädtchen der Grafschaft Glatz, mitten unter katholischem Volk, stand die Wiege; hier vergingen auch die zwei ersten Lebensjahrzehnte, die über Volksschule und Seminar zum Volksschullehreramt führten. Es war ein hartes Brot, das sich der geistig schwer Ringende in den einsamen Dörfern seiner ersten Stellungen erwarb, seit 1889 im weltverlorenen Pohldorf (Kr. Habelschwerdt) mit 120, später 95 Schulkindern, in steten Kämpfen mit den Aufsichtsbehörden, mit engherzigem Spießertum. Eine düstere Welt schuf den Dichter, der jung eine gütige Frau heiratete und sein Heim mit eigenen Kindern verschönte. 1898 trat er erstmalig mit den zwei Novellen „Auf Leben und Tod" vor die Öffentlichkeit, sofort von den Berufenen anerkannt. Die Unberufenen freilich nahmen wieder Anstoß, doch diesmal zu seinem Heile: er ward 1900 nach dem größeren Dittersbach versetzt, wo er bis 1911, als ein Gehörleiden ihn zum Verzicht aufs Lehramt zwang, wirkte. Er zog nun nach Warmbrunn ins „Mandelhaus", das er erst 1927 mit seinem jetzigen Haus in Oberschreiberhau vertauschte. Die Welt hatte ihm endlich ihr Sonnenantlitz zugekehrt: um seiner Werke willen. In langsamer Folge, aus innerer Notwendigkeit waren sie ihm zugewachsen. Heute gehören sie zum bleibenden Besitz großer deutscher Epik.

Hermann Stehr ward auch als einer der ersten zum Mitglied der Dichtersektion in der preußischen Akademie der Künste berufen. Die Zukunft wird ihm gewiß auch endlich, spät genug, die Ehren der Heimat bringen.

Stehr ist Schlesier in seinem tiefsten Wesen. Ein Bruder Jakob Böhmes. Ein Grübler, Gottsucher, Gottliebender. Sein Weltbild gründet sich auf der unbedingten Wahrhaftigkeit vor dem Unendlichen und Ewigen, Elementaren und Wesentlichen. Dieser Dichter weiß, daß der Mensch aus dem göttlichen Urschoß kommt und in ihn eingeht, daß er der Gestalter seines Schicksales ist, wenn er nur ganz dem Göttlichen in seinem Innern sich hingibt. Der Mensch gehört zutiefst seiner Innenwelt, seiner Seele, und lebt um des Seelischen, das ist des Göttlichen willen. Das wahre Leben besteht nicht im bewußten Leben der Außenwelt, sondern in der Verbundenheit mit dem Göttlichen. Es spielt sich ab als ein „Gottes-, Welt- und Menschengericht", als ein Seelewerden der Welt, als ein ständiges Innewerden Gottes in dir und um dich. Der Weise und das Kind, „die bewußte und die unbewußte Göttlichkeit halten Gericht über unser Dasein". Dies ist Stehrs reinste Schau, gewonnen in einem durch alle Himmel und Höllen des Geistes stürmenden Leben, in dem er sich von Eckhart und Laotse, Buddha und Spinoza, Kant und Jakob Böhme führen, stets und immer aber von Christus erfüllen ließ. Stehr ist zuletzt ein katholischer Mensch: um Gott und sein Geheimnis wissend, die Liebe Christi in Tat und Denken, Sinnen und Sagen als letzte Lebensaufgabe anerkennend.

Der Dichter schaute diese geistige Welt in festen Gestalten. Heute, da wir sein Gesamtwerk von mehr als dreizehn Bänden überblicken, sehen wir dies epische Werk, nur durch ein Drama „Meta Konegen" und einen Vers- und Aphorismenband, das „Lebensbuch" neben manchen Essais erweitert, um den großen zweibändigen Roman „Der Heiligenhof" gruppiert. Die erste Gruppe mit den Novellen „Auf Leben und Tod" (1898), „Dem Schindelmacher" (1899), den Romanen „Leonore Griebel" (1900), „Das letzte Kind" (1900), „Der begrabene Gott" (1905) und „Drei Nächte" (1909) bringt die klare Erkenntnis der Wirklichkeit: sie macht den geistig Gestörten halb gegen, halb mit seinem Willen zum Mörder, treibt den Trunkenbold in Verzweiflung, befreit den Schindel-

macher vom Joch falscher Liebe, löst die Frauensehnsucht, die Tragik der Ehe und rechnet allen Erdenjammer auf, gegen den keine Vernunft, kein freier Wille helfen, sondern nur die Liebe. Mit diesem Durchdringen zur Kraft der Liebe ist Stehrs Weg frei zum „Heiligenhof" (1917): das Schicksal eines blinden Kindes, das nach innen sehend ist und seinen Vater „sehend" im Sinne Gottes macht, ist der Inhalt dieser wunderbaren Prosadichtung; sie klingt aus im Abschlußroman von „Peter Brindeisener" (1924): hier führt die himmlische und irdische Liebe ihr teuflisch-englisches Spiel zu seliger Erlösung vor. Gottes Licht leuchtet über die Glücklichen und Unglücklichen. Über die Kinderwelt der „Geschichte aus dem Mandelhause" (1913), wie die Märchen-, Mythen- und Gegenwartsschicksale der Novellenbände „Abendrot" (1915), „Die Krähen" (1922), „Wendelin Heinelt" (1923), „Geigenmacher" (1926): „Von Grund aus ist die Seele gut. Alle Sünde ist Krankheit. Krankheit bedarf der Liebe." — „Es gibt keine Sünder, es gibt nur Unglückliche, das heißt Menschen, die im Innern in die Irre gestoßen sind" und „Steig' auf und kämpfe! Ganz zerschellt wird keinem Mensch und Gott und Welt!" So erhebt sich Stehrs Leben und Wesen, Werk und Dichten, Weltanschauung und Wirkung in die herrlichste Verklärung göttlicher Liebe. Dafür bringen ihm alle Wissenden Dank und Verehrung dar. —

---

Die Werke Hermann Stehrs sind erschienen im Horen-Verlag, Berlin-Grunewald. Für das vorliegende Bändchen wurden entnommen: „Helene Sintlinger" dem Roman „Der Heiligenhof" (Kapitel 4 und 14); „Die Großmutter" dem Novellenband „Das Abendrot".

# Der junge Tag

Eine Auswahl aus dem Schrifttum der Gegenwart
Herausgegeben von Dr. Heinz Brasch

---

Band 1
Hermann Stehr / Helene Sintlinger
Band 2
Walter von Molo / Im weiten Meer
Band 3
Wilhelm von Scholz / Das Gerücht
Band 4
Paul Zech / Das Baalsopfer
Band 5
Peter Dörfler / Marienseele
Band 6
Rudolf G. Binding / Die Vogelscheuche
Band 7
Herbert Eulenberg / Die Windmühle
Band 8
Hans Grimm / Aus John Nukwas Lehrjahren
Band 9
Albrecht Schaeffer / Das verdoppelte Lebensalter
Band 10
Karl Röttger / Auf Sommerwegen

Kartoniert und fein in Leinen gebunden / Die Reihe wird fortgesetzt
Ausstattung von Hans Möhring, Leipzig

| Staffel | Kartoniert | Ganzleinen |
|---|---|---|
| Einzelpreis je Stück | 0.70 RM. | 1.50 RM. |
| bei 10—49 „ | 0.63 „ | 1.35 „ |
| „ 50—99 „ | 0.60 „ | 1.25 „ |
| von 100 Stück ab | 0.56 „ | 1.20 „ |

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung

---

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

# Die Denkmäler

der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung werden jeweils zu besonderen Gedenktagen ausgegeben.

---

## Heinrich von Kleist

zum 150. Geburtstag am 18. Oktober 1927

*

## Albrecht Dürers „Kleine Passion"

zum 400. Todestag am 6. April 1928

*

## Friedrich Ludwig Jahn

zum 150. Geburtstag am 11. August 1928

*

## Franz Schubert

zum 100. Todestag am 19. November 1928

*

## Gotthold Ephraim Lessing

zum 200. Geburtstag am 22. Januar 1929

*

Kartoniert und fein in Leinen gebunden

Ausstattung von Prof. Emil Preetorius, München

| Staffel | Kartoniert | Ganzleinen |
|---|---|---|
| Einzelpreis je Stück | 0.60 RM. | 1.50 RM. |
| bei 10—49 „ | 0.53 „ | 1.35 „ |
| „ 50—99 „ | 0.51 „ | 1.25 „ |
| von 100 Stück ab | 0.48 „ | 1.20 „ |

Zu beziehen
durch jede gute Buchhandlung

---

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung
in Hamburg

Hofs.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 071844788